

3 | 2021

fünfkant

Magazin der katholischen Gemeinden »An Bröl und Wiehl«

Ich
bin
ganz
Ohr



SCH'MA JISRAEL
HÖRE ISRAEL

HINHÖREN ODER WEGHÖREN?
UMGANG MIT
VERSCHWÖRUNGSTHEORIEN

AKTIVES HINHÖREN
TELEFONSELSORGE

fünfkant

Magazin der katholischen Gemeinden An Bröl und Wiehl



- 02 **Auf ein Wort: »Ein hörendes Herz«**
- 04 **Sch'ma Jisrael!**
- 06 **Wie sag ich´s meinem Kinde**
- 08 **Wirklich frei** *Das Gelübde des Gehorsams*
- 09 **Nicht nur reden, sondern auch hören** *Die Sprache des Gebetes erlernen*
- 10 **Die Beichte** *Das Sakrament des Hinhören Gottes*
- 12 **Gott in den Ohren liegen**
Zehn Tipps für ein gutes Gebet
- 14 **Bis orat, qui cantat**
Doppelt betet, wer singt
- 16 **Aktives Hinhören**
Die Arbeit der TelefonSeelsorge
- 18 **Ganz Ohr im Lärm des Alltags**
- 21 **Gehörlos – und dann?** *Aus der Sicht einer Mutter*
- 22 **Hören**
- 24 **Riskiere den Streit**
- 26 **Aufeinander hören?** *Verständigung zwischen Jung und Alt*
- 28 **Hinhören oder Weghören?**
Tipps zum Umgang mit Verschwörungstheoretikern
- 31 **Je stiller Du bist, desto mehr kannst Du hören**
Klangpfad – Bergischer Streifzug zum Thema Hören
- 32 **»Es hört doch jeder nur, was er versteht« (Goethe)**

- 34 **Aktuelles und Veranstaltungen**
- 36 **Gottesdienste in unseren Gemeinden**

Ich bin ganz Ohr



Liebe Leserinnen und Leser!

Wer hören kann, muss fühlen. Denn das, was wir hören, hat eine emotionale Wirkung: Ein Musikstück kann zu Tränen rühren; das Schnarchen eines Mitmenschen zur Weißglut treiben. Selbst die Industrie macht sich diese emotionale Wirkung von Tönen längst zunutze. Sounddesigner lassen Geräte kraftvoll und leistungsstark klingen und Kartoffelchips werden mit Stoffen versetzt, die ein knuspriges Krachen im Mund erzeugen. Unser Ohr isst und kauft mit.

Dabei nimmt unser Ohr nichts anderes als schwankenden Luftdruck wahr. Die kleinsten Knochen unseres Körpers leiten diese Schwingungen weiter und

tausende Härchen übertragen sie in einen Nervenimpuls, der im Gehirn einen Höreindruck erzeugt. Unser Hörsinn ist von all unseren Sinnen der differenzierteste. Das Ohr ist sensibler, genauer und leistungsfähiger als unsere Augen. Es reagiert in einem Frequenzbereich von 16 bis 20.000 Hertz, kann zwischen zehn Oktaven, bis zu 400.000 Töne und auch noch deren Richtung unterscheiden.

Auch unsere Sprache zeigt eine faszinierende Breite zum Wort Hören (kleine Auswahl S. 22-23). »Gehören« bezog sich in früheren Zeiten auf die Beziehung zwischen Menschen. Man gehörte und gehorchte dem (Herren), auf den man zu hören hatte. Unfreie Bauern waren »Höri-

ge« und das war keineswegs so abwertend gemeint, wie das Attribut »hörig« in unserer Zeit. Heute nämlich setzt auf jemanden hören Vertrauen und Freiheit voraus. Gehorchen und Gehorsam sollten auch diese Grundlagen haben (s. S. 8), zeigen aber, dass wir uns auf der Beziehungsebene in einer gewissen Abhängigkeit befinden. Wenn aber die Freiheit nicht mehr mit im Spiel ist, dann schlägt es ins Negative und aus Gehorchen kann Hörigkeit werden.

Wir haben versucht, das Thema Hören in unserem Magazin breit und differenziert zu beleuchten, wünschen Ihnen viel Vergnügen beim Lesen und einen entspannten Herbst.

Marika Borschbach

Auf ein Wort: »Ein hörendes Herz«

■ Liebe Leserinnen und Leser!

In der Pax Christi Kirche in Essen steht eine Plastik, die über die Stadt hinaus sehr bekannt ist. Sie stammt von dem deutschen Bildhauer Toni Zenz und trägt den Namen »Der Hörende«. Dargestellt ist ein Mensch, der seine Hände an die Ohren hält und mit seinen Armen einen Schalltrichter bildet, denn er will offen-

»Der Glaube kommt, wie der Apostel Paulus sagt, vom Hören.«

sichtlich genauer und besser hinhören. Doch nicht die Ohren bieten einen Eingang für das Gehörte – es muss weiter hinabgleiten bis zur Pforte, die die Ellenbogen bilden und die sich genau über dem Herzen befindet. Er möchte nichts anderes sein als ein Hörender, der sich die so empfangenen Worte zutiefst zu Herzen nimmt. Er ist ganz und gar Hörender.

An diese Skulptur erinnere ich mich, wenn ich an ein Wort aus der Hl. Schrift denke. Es stammt aus dem Alten Testament, genauer aus dem ersten Buch der Könige. In diesem Text bittet der gerade zum König berufene, junge und noch unerfahrene Salomo vor allem um eines: um ein »hörendes Herz« (1 Kön 3,9). Alles andere, wie Reichtum, Ehre und ein langes Leben sind ihm nicht so wichtig. Wichtig ist vor allem das »hörende Herz«, um das Volk weise zu regieren und das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Diese Bitte des jungen Königs Salo-

mo lädt uns ein, wieder einmal über das Hören nachzudenken. Denn der Glaube kommt ja, wie der Apostel Paulus sagt, vom Hören. Glaube heißt nicht »machen«, sondern »empfangen«.

Solches Hören, solches Hinhören und Zuhören ist heute nicht einfacher geworden. Denn unsere Welt ist insgesamt lauter geworden. Wir sind täglich einer Inflation von Worten und einer Reizüberflutung ausgesetzt, die es uns wirklich oft schwer macht, noch genau hinzuhören und Wichtiges anzuhören.

Auch das Zuhören, das geduldige Zuhören und Anhören eines anderen Menschen fällt uns heute oft schwer. Und dabei sehnen sich so viele nach jemandem, der ihnen einmal zuhört und nicht dauernd selbst redet. Zeit haben, zuhören können ist – wie es ein deutscher Bischof einmal ausgedrückt hat – ein »Werk der Barmherzigkeit, paradoxerweise gerade im Zeitalter technisch perfekter, hochmoderner Kommunikati-

»Zuhören verwandelt – sowohl den anderen Menschen als auch mich selbst.«

on so dringlich wie nie zuvor!«

Wer sich die Zeit nimmt, um anderen wirklich aufmerksam zuzuhören und sich auf ihre Geschichte und Geschichten einzulassen, der wird dadurch selbst reich beschenkt. Ja, man kann tatsächlich sagen: Zuhören verwandelt und

zwar sowohl den anderen Menschen als auch mich selbst.

Es bleibt die Frage: Wie kann es uns gelingen, wieder mehr zu hörenden und zuhörenden Menschen zu werden? Zu Menschen, die auf Gottes Wort, aber auch auf die Fragen und Sehnsüchte der Menschen hören? Eine Antwort gibt uns der Text aus dem Alten Testament. König Salomo wünscht sich nicht in erster Linie ein offenes Ohr für seine Mitmenschen, sondern ein »hörendes Herz« – d. h. wirklich hören, wirklich zuhören kann nur der, der mit dem Herzen hört. Vielleicht kennen Sie das berühmte Wort des französischen Schriftstellers Antoine de Saint-Exupéry. Er sagte einmal: »Man sieht nur mit dem Herzen gut, das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.« Dieses Wort könnte man ein wenig abwandeln und sagen: »Man hört nur mit dem Herzen gut, das Wesentliche ist für die Ohren nicht hörbar.« Was aber ist das Wesentliche?

Dazu die folgende kleine Geschichte: Ein Städter und ein Einsiedler gehen durch die Straßen einer großen Stadt. Für den Einsiedler sind der Lärm und die vielen Menschen ungewohnt und verwirrend. Unterwegs bleibt der Einsiedler plötzlich stehen und meint, das Geräusch einer Grille zu hören. Der Städter schüttelt den Kopf und sagt: »Wie kannst du inmitten all dieses Lärms das Zirpen einer Grille hören, das ist unmöglich!« So gehen sie weiter. Plötzlich bleibt der Einsiedler wieder stehen. Vor einer Hauswand schiebt er die Blätter auseinander und siehe da, zum Erstaunen des Städtlers sitzt da tatsächlich eine



Toni Zenz (1915-2014) war ein Kölner Künstler, der sich aus tiefem Glauben heraus von Anfang an auf kirchlich-christliche Kunst spezialisierte. Er wurde in Ehrenfeld geboren und lebte und arbeitete fast 70 Jahre auf dem »Gut Schlagbaum« in Holweide. 1958 schuf er den »Hörenden«. Ebenso bekannt sind die von ihm gestalteten Portale der Kölner Kirchen St. Kunibert und St. Alban. Für die Kirche St. Maria Königin in Wiedenest schuf er Altarkreuz und Taufstein. Auffällig sind die Ähnlichkeiten in seinen Werken zu Käthe Kollwitz und Ernst Barlach. Er wurde bereits zu Lebzeiten als »einer der fünf großen christlichen Künstler Europas« bezeichnet.

»Der Hörende« von Toni Zenz ist ganz und gar Hörender.

Grille, die zirpt. Als die beiden Männer weitergehen, sagt der Städter nach einer Weile: »Es wundert mich nicht, dass du das leise Geräusch einer Grille hören konntest. Dein Gehör ist einfach geschult als meines.«

Der Einsiedler lächelt und erwidert: »Nein, mein Freund, das Gehör eines Einsiedlers ist nicht besser als das eines Städters. Pass auf, ich will es dir beweisen.« Er greift in die Tasche, holt ein Geldstück heraus und wirft es auf das Pflaster. Es klimpert auf dem Asphalt und die Leute, die mehrere Meter entfernt von den beiden Männern gehen, werden auf das Geräusch aufmerksam und blicken sich um. Endlich hebt einer von ihnen das Geldstück auf, steckt es ein und geht weiter.

»Siehst du«, sagt der Einsiedler, »das Geräusch, das das Geldstück macht, war nicht lauter als das der Grille, und doch

haben es viele der Männer und Frauen gehört. Das Geräusch der Grille hat dagegen außer mir niemand gehört. Es stimmt nicht, dass das Gehör der Einsiedler besser ist als das der Städter. Der Grund liegt darin. Wir alle hören stets gut, worauf wir zu achten gewohnt sind.«

»Man hört nur mit dem Herzen gut, das Wesentliche ist für die Ohren nicht hörbar.«

Offensichtlich hören wir Menschen der westlichen Welt vor allem das, was mit Geld und materiellen Dingen zu tun hat, was uns Nutzen bringt. Wir müssen darum wieder neu lernen, auf Wesentliches zu achten und zu hören: auf die Sehnsüchte, die Fragen und die Bedürfnisse der Menschen. ■

Ihr Pfarrer
Klaus-Peter Jansen



Sch'ma Jisrael!

»Höre, Israel! Der HERR, unser Gott, der HERR ist einzig. Darum sollst du den HERRN, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft. Und diese Worte, auf die ich dich heute verpflichte, sollen auf deinem Herzen geschrieben stehen. Du sollst sie deinen Kindern wiederholen. Du sollst sie sprechen, wenn du zu Hause sitzt und wenn du auf der Straße gehst, wenn du dich schlafen legst und wenn du aufstehst. Du sollst sie als Zeichen um das Handgelenk binden. Sie sollen zum Schmuck auf deiner Stirn werden. Du sollst sie auf die Türpfosten deines Hauses und in deine Stadttore schreiben.« (Dtn 6,4-9).

Das ist die zentrale Stelle, wenn über das Hören in der Bibel nachgedacht werden soll. Dieses Zitat aus dem Buch Deuteronomium ist eines der Kernstellen der Hebräischen Bibel, in der die Thora eine wichtige Säule ist. Es ist nicht, wie oft behauptet wird, das Glaubensbekenntnis der Juden, denn so etwas wie ein Glaubensbekenntnis kennt das Judentum nicht, aber im täglichen Leben eines Juden hat das Sch'ma Jisrael seinen festen Platz, denn es ist Teil des täglichen Gebets. Wir können davon ausgehen, dass Jesus dieses Gebet nicht nur kannte, sondern täglich auch rezitiert hat und somit gehört es eigentlich auch zum Gebetsschatz unserer Kirche. Im Stundengebet, aber auch in den Lesungen der Liturgie kehrt die Stelle immer wieder.

In der Heiligen Schrift kommt das Sch'ma ungefähr 750-mal vor. Es ist damit eines der Verben, die am häufigsten Verwendung finden. Im Handwörterbuch zum Alten Testament kann man nachlesen, dass das Sch'ma als »hören« und als »gehören« verwendet wird. Das Wort wird zumeist in dem Kontext der Beziehung zwischen Gott und Volk benutzt. Es wird also ein Beziehungsgeschehen zum Ausdruck gebracht. Es verwundert daher auch nicht, dass gerade beim Propheten Jeremia sehr häufig vom »Hören« die Rede ist.

Das »Sch'ma Jisrael« – wie oben beschrieben – zeigt aber, was es mit diesem »Hören« auf sich hat. Es beginnt

mit einem Befehl, einem Imperativ. Die ganze Aufmerksamkeit soll auf das gelenkt werden, was jetzt folgt. Alles muss sich darauf konzentrieren, hier ist der Fixpunkt. Und was ist das, worauf sich Israel konzentrieren soll? Auf die Einmaligkeit und die Singularität Gottes. Da gibt es nichts anderes. Nichts gibt es da, was zu hinterfragen wäre. Dieser Gott ist einzigartig. Das ist der Ein-Gott-Glaube (strenger Monotheismus), der keine anderen Götter oder Götzen duldet. Ihm allein gebührt Anerkennung, Lob und Anbetung. Ihm gibt sich der Hörende ganz hin, mit allen Fasern seines Seins, mit Haut und Haar, ganz. Dieser Gott ist

»Im Leben eines Juden hat das Sch'ma Jisrael seinen festen Platz.«

nicht vage, nicht ungefähr, nicht mirakulös. Nein, dieser Gott ist konkret, in seinen Worten und in seinem Handeln klar und deutlich. Er ist verbindlich, auf ihn kann man sich verlassen, nicht nur hier und heute, sondern auch in der Zukunft. Dieses Vertrauen ist so groß, dass es an die Kinder weitergegeben werden soll. Diese Worte sollen beständig wiederholt werden. Sie sollen ebenfalls für alle sichtbar sein: am Haus und am eigenen Körper.

Es ist heute noch üblich im Judentum eine kleine Schatulle (Mesusah), in

der etwas zusammengerolltes Papier Platz finden kann, an den Türpfosten oder an der Haustür zu befestigen. Auf diesem Stückchen Papier soll etwas aus der Thora stehen, als Segen für das ganze Haus. Beim Betreten und Verlassen des Hauses berührt man es und spricht kurz »Sch'ma Jisrael« als Erinnerung und Verpflichtung zugleich. Am Körper wird es sichtbar, wenn ein frommer Jude am Morgen seine Gebetsriemen um den linken Arm schnürt und die Gebetskapsel auf seine Stirn fixiert, denn in der Kapsel befindet sich handgeschrieben das oben zitierte »Sch'ma Jisrael«.

Dieses Gebet erinnert die Juden an zwei elementare Begebenheiten, die zur Identität Israels unbedingt dazugehören: den Exodus – das ist die Befreiung aus der Knechtschaft Ägyptens – und das Gesetz, das Gott seinem Volk am Berg Sinai gab. Die Freiheit und das Gesetz gehören zusammen, aber sie sind nicht absolut zu sehen, sondern immer nur von Gott her zu verstehen, als sein Geschenk.

Somit ist Hören im biblischen Sinne immer auch Erinnerung. Die Vergewärtigung der Vergangenheit ist für das Volk Israel bis auf den heutigen Tag konstitutiv. Das Geschehen damals ist nicht als etwas Vergangenes zu verstehen, sondern als etwas, das heute, hier und jetzt, eine Bedeutung hat. Diese Bedeutung ist wichtig, um die Zukunft gestalten zu können. Somit gewinnt das Leben durch das Hören eine unüber-



Beim Sch'ma Jisrael bedeckt man die Augen, um sich auf das Gebet zu konzentrieren.

bietbare Dynamik, der man sich nicht entziehen kann. Der Blick geht gleichsam von hinten nach vorne. Im Rückblick zu verharren ist genauso falsch, wie immer nur den Blick nach vorne zu haben. Die Zukunft kann nur im Zusammenhang mit der Vergangenheit in den Blick genommen werden. Sie bewahrt den Menschen vor zweierlei: einmal schwelgerisch in der Vergangenheit zu bleiben und somit unfähig zu sein, sich zu verändern; und zum anderen in der Vision einer Zukunft zu bleiben, in der die Gefahr besteht – im Sinne eines unaufgeklärten Optimismus – dass der Mensch sich selbst überschätzt und in seiner Überheblichkeit (Hybris) jedes Maß verliert und sich selbst zum Maß aller Dinge erhebt.

Für Jesus ist dieses »Sch'ma Jisrael« das Hauptgebot, aber er erweitert es mit dem Zusatz, dass der Nächste von mir so geliebt werden soll, wie ich mich selber liebe (vgl. Lk 10,27). In diese exklusive Beziehung zwischen

dem einzelnen und Gott gehört immer auch der Nächste. Jesus zeigt damit auf, dass die Beziehung von Gott und mir nie ausschließlich ist, sondern dass immer Raum bleibt für den Nächsten. So bleiben

»Somit ist Hören im biblischen Sinne immer auch Erinnerung.«

Heilserfahrung und Gotteserfahrung nie privat, in dem Sinne, dass sie nur für mich gelten, sondern Gottes- und Heilserfahrung gibt es immer nur so, dass sie Raum lassen für den Anderen. Somit kann sich diese Erfahrung vollendet nur vollziehen in der Konkretion der Liebe. Nicht irgendeine Liebe, sondern in der konkreten liebevollen Zuwendung zu meinen Mitmenschen.

»Sch'ma Jisrael« im christlichen Sinne heißt dann, im Hören des Wortes (Bibel), den Gott der Väter (und Mütter) als den

zu erfahren, der in der Vergangenheit Heil und Befreiung bewirkt hat. Der jetzt Heil und Befreiung in meinem Leben bewirkt und der mir das Gebot gibt, dass die Anderen, die Nächsten diese Erfahrung des Heils und der Befreiung auch durch mich machen können – damit wir gemeinsam auf dem Weg sind in eine Zukunft, die von Jesus als das Reich Gottes beschrieben wird.

Dieses Hören und Gehorchen auf Gott dienen nur dem einen Ziel, dass der Mensch sein Heil erreicht. Dieses Heil ist das Hören des ewigen Wortes. Das klingt mystisch, es ist mystisch. ■

Hans Wilhelm Schmitz
Diakon und Religionslehrer am
Hollenberg-Gymnasium Waldbröl





Hauptamtliche sowie Ehrenamtliche prägen das Bild von Kirche.

Wie sag ich's meinem Kinde

Manchmal hört man, die Menschen verstünden die Kirche nicht. Das, was die Kirche sagt, erreicht sie nicht. Das ist (oft) wohl wahr. Allerdings muss man dann auch die Frage stellen, warum das so ist. Manches kommt nicht an, weil die Adressaten es nicht annehmen wollen oder können. Hier geht es aber nicht um die Verständlichkeit des Wortes, sondern um die Bereitschaft zur Annahme des Inhaltes. Das ist schon Jesus so passiert. »Seine Rede ist hart, wer kann sie hören.« So sagen viele und wenden sich ab. Das ist aber ein anderes Thema.

Oft geht es aber tatsächlich um die Verständlichkeit des Wortes. Menschen wollen durchaus verstehen, aber die

Sprache, vielmehr die Art der Sprache, steht nicht dafür. Hier ist dann die Frage zu stellen: Wer oder was ist denn die Kirche, die man nicht versteht? Ich

»Begriffe wie Gnade,
Sünde, Barmherzigkeit
sind vielfach
erklärungsbedürftig.«

glaube kaum, dass die meisten Normal-katholiken Probleme haben, päpstliche Verlautbarungen oder theologische Fachliteratur zu verstehen – sie lesen sie

erst gar nicht. Wer sich so etwas antut, der ist üblicherweise im Thema. Vielmehr geht es um die Menschen, die im Alltag auf die Kirche treffen. Für diese Leute bedeutet Kirche zunächst einmal Pastor, Kaplan, Diakon, Gemeindefere-
rentin oder auch Mitarbeiter beispiels-
weise in den Pfarrbüros oder etwa auch Lehrer und Lehrerinnen, Katecheten und Katechetinnen, wenn wir an unsere Kinder und Jugendlichen denken. Die müssen verstanden werden. Das ist manchmal nicht ganz einfach.

Denn seien wir ehrlich: Oft haben dabei Leute miteinander zu tun, die nicht auf derselben sprachlichen Ebene agieren. Abgesehen von möglichen Migra-

tionshintergründen und verschiedenen Milieus auf beiden Seiten, verändert sich die Sprache über Jahre und Jahrzehnte natürlich. Formulierungen und Begrifflichkeiten, die vor einem halben Jahrhundert allgemein gängig waren, sind es heute nicht mehr. Begriffe wie Gnade, Sünde, Barmherzigkeit sind, so meine

»Man kann sich hinter Fachterminologie verstecken.«

Erfahrung, obwohl ja keine Fremdworte, speziell im Kontext von Jugendlichen, vielfach erklärungsbedürftig geworden. Man bekommt das nur manchmal nicht mit. Wenn das Gegenüber nicht nachfragt, bemerke ich manchmal gar nicht, dass ich, zumindest in Teilen, nicht verstanden werde.

Hier sind wir bei einem weiteren Punkt. Wenn »die Kirche« nicht verstanden wird, darf und soll man nachfragen. Das soll man beim Arzt oder anderen Gelegenheiten ja auch. Allerdings sollten wir uns als Kirche auch nicht unbedingt einer Sprache befleißigen, die das Nachfragen geradezu erzwingt. Mit anderen Worten: Eine Firmstunde ist kein theologisches Oberseminar. Man kann sich auch hinter Fachterminologie verstecken, entweder weil einem nichts Besseres einfällt oder weil man besonders kompetent wirken will. Das sollte beides nicht sein. Das, was man vom Glauben verstanden hat, denke ich, kann auch so weitergegeben werden, dass andere es verstehen. Natürlich ist ein bestimmtes sprachliches Niveau Voraussetzung. Das würde ich aber hierzulande als »Normaldeutsch« bezeichnen, eine Sprachkompetenz, die mich befähigt, eine übliche Regionalzeitung zu lesen. Das ist aber bei den meisten Menschen, mit denen wir zu tun haben, gegeben.

Ganz schlecht finde ich es übrigens, sprachlich in das andere Extrem abzugleiten, besonders wenn es nicht meine

eigene Sprachform ist. Wenn Leute in meinem Alter versuchen, z. B. Jugendliche in Jugendsprache – oder das was sie dafür halten – anzusprechen, hat das sicherlich gewisse komödiantische Qualitäten, wird aber in der Sache eher kein positiver Beitrag sein. Etwas anderes ist es, nach Möglichkeit Sprachbarrieren zu überwinden, wenn ich beispielsweise eine Fremdsprache beherrsche.

Wie auch immer: Ich habe festgestellt, dass zur Vermittlung von Inhalt nicht nur die Art der Formulierung, sondern auch die Glaubwürdigkeit (neudeutsch: Authentizität, auch so ein Wort, das nicht jeder kennt, auch wenn wir das glauben) des Boten gehört. Es wird sehr schnell bemerkt, ob ich selber von dem überzeugt bin, wovon ich rede. Ebenso, ob ich es selbst verstanden habe. Ludwig Wittgenstein hat es so gesagt: »Was sich überhaupt sagen lässt, lässt sich klar sagen und wovon man nicht reden kann, darüber muss man schweigen.«

Es geht also um eine einfache, klare, aber den Inhalt nicht verstellende oder verfälschende Sprache, und zwar soweit möglich und sinnvoll an das jeweilige Gegenüber angepasst, aber auf keinen Fall anbiedernd. Jemandem, der nicht gerade zum innersten Kreis der Gemeinde gehört, muss ich eben anders begegnen als Leuten, die sozusagen in der Materie sind. Auch das ist etwas, was Jesus selbst schon so getan hat: »Durch viele solche Gleichnisse verkündete er ihnen das Wort, so wie sie es aufnehmen konnten. Er redete nur in Gleichnissen zu ihnen; seinen Jüngern aber erklärte er alles, wenn er mit ihnen allein war.« (Mk 4,33f)

Etwas, und damit möchte ich schließen, ist mir auch sehr wichtig. Es geht nicht nur um die verbale Sprache, um Vokabeln und Fachtermini. Oft geht es um das Wie der Begegnung und des Gespräches mit Menschen. Ich kann Menschen bestimmte Dinge wie ein nasses Handtuch um die Ohren hauen oder mit einer gewissen Empathie, mit Verständnis vorgehen. Ich kann

Druck machen oder mir Zeit nehmen. Je wichtiger und emotionaler das Thema ist, umso wichtiger auch mein Auftreten. Ich quetsche z. B. nie ein Trauergespräch zwischen zwei andere Termine. Ich versuche mich, so gut es geht, der Situation angemessen zu verhalten. Eine Taufe ist was anderes als eine Beerdigung. Aber selbst dann sind ja nicht alle Menschen gleich. Generell versuche ich, einen guten Eindruck zu hinterlassen. Leute, die ich anmote, werden mir letztlich nicht positiv zuhören. Tue ich ja auch nicht. Ich nenne das, den Menschen das freundliche Gesicht der Kirche zeigen. Denn das Gesicht der Kirche ist immer das Gesicht ihres jeweiligen Boten. Und wenn dieses Gesicht schon nicht besonders hübsch ist, so soll es doch wenigstens ein freundliches sein. Und Freundlichkeit kann wohl kaum scha-

»Zur Vermittlung von Inhalt gehört auch die Glaubwürdigkeit des Boten.«

den. Nicht in der Kirche und auch sonst nicht. Am Ende bleibt die Frage aller Eltern: Wie sag ich's meinem Kinde. Ich kann letztlich nur von meinen eigenen Erfahrungen berichten. Sicherlich gibt es auch wissenschaftlich das ein oder andere zu sagen. Es gibt Kommunikationstrainings und anderes. Mir persönlich hat das immer zu sehr nach Strategie gerochen – Einfach klar und einfach im Wort und angemessen und freundlich in der Begegnung. ■

Michael Weiler
Pfarrvikar, ehem. Kaplan im SB





Wirklich frei *Das Gelübde des Gehorsams*

Das »Vater unser« ist das meist gesprochene Gebet der Christenheit. Die zentrale Bitte »Dein Wille geschehe« drückt den Wunsch und die Bereitschaft aus, sich ganz auf Gott und seine Führung einzulassen. Menschen, die sich für ein Ordensleben entscheiden, legen die Gelübde Gehorsam, Keuschheit und Armut ab und versprechen somit, radikal für Gott und den Nächsten da zu sein. Jesus hat seinen Jünger*innen viele Ratschläge gegeben, wie sie ihr Leben und ihren Glauben in seiner Nachfolge gestalten können. Im Laufe der Geschichte hat sich ein Leben in Armut, Keuschheit und Gehorsam als hilfreich erwiesen. Alle Ordensleute verpflichten sich auf diese sogenannten »Evangelischen Räte«.

Genau wie die anderen Gelübde ist der Gehorsam eine Einladung zu wirklicher Freiheit. Das Leben Jesu ist dafür Vorbild: »Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, Gott gleich zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen; er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz.« (Phil 2, 6-8) Sein ganzes Leben war darauf ausgerichtet, den Willen Gottes zu suchen und zu tun. Ebenso versuchen Ordensleute, Gottes Willen im Alltag zu entdecken. Gehorsam üben im geistlichen Sinne heißt, Abstand zu nehmen von sich und seinen eigenen Bedürfnissen, um aktiv,

kreativ und gewissenhaft Verantwortung in Kirche und Welt zu übernehmen. Dazu ist es nötig, genau auf die Stimme Gottes, auf die eigenen Bedürfnisse, und auf das, was die Gemeinschaft und die Welt brauchen, zu hören.

Schwester Ruth Schönenberger, Priorin der Missions-Benediktinerinnen von Tutzing, antwortete in der Zeitschrift »Kontinente« auf die Frage »Macht Gelübde frei?« folgendes: »Gut gelebten Gehorsam möchte ich gerne als »Gehör-samkeit« umschreiben. Der heilige Benedikt beginnt seine Regel mit dem sehr wichtigen Wort »Höre«. Es geht ihm um ein Beziehungsgeschehen, um Vertrauen und Lebenserfahrung. Benedikt verlangt nicht, einfach zu glauben oder einfach zu gehorchen, sondern fordert eine intensive Auseinandersetzung mit dem Wort Gottes, mit sich selbst, mit den Mitgliedern der Gemeinschaft und auch mit Außenstehenden. Erst wenn ich überzeugt bin, wird Gehorsam eine Hingabe an den Willen Gottes sein. Nur so kann reifer Gehorsam gelebte Wirklichkeit werden.«

Gehorsam sein heißt einerseits rückblickend nach dem suchen, was Gott bereits »in mir eingepflanzt hat«. Wo und wie habe ich das Wirken Gottes erlebt? Andererseits zielt die Aufforderung »Hört das Wort nicht nur an, sondern handelt danach« auf die Zukunft. Es geht um Entschiedenheit im Handeln

und um Veränderung hin zu mehr Leben in Gott. Da spielen die Oberen eine wichtige Rolle.

Ihrerseits haben sie die Verpflichtung genau hinzuhören, was im Sinne Christi für den Einzelnen oder die Einzelne und für die Gemeinschaft gut ist, damit sich der Wille Gottes erfüllt. Darum hören Vorgesetzte, wenn sie den Gehorsam ernst nehmen, ernsthaft auf die Meinung derjenigen, die Gehorsam versprochen haben.

Am besten gelingt es dann, wenn ER, der uns ins Ordensleben berufen hat, im Gemeinschaftsleben einen wichtigen Platz hat. Deshalb sind die Gebetszeiten wichtiger Bestandteil des Klosterlebens – persönlich und auch in der Gemeinschaft. Wenn die Ordensleute im Gebet verweilen, sie alle gleichermaßen vor Gott anwesend sind, dann passiert einiges im Menschen und ihren Gedanken, was das klösterliche Leben betrifft.

Nur im aufeinander Hören gelingt das Zusammenleben. Auch im Kloster braucht es das offene Ohr füreinander, damit die Bedürfnisse und auch die Fähigkeiten des Einzelnen sensibel wahrgenommen werden können. Nur beim gemeinsamen Hören können gehorsame Entscheidungen getroffen werden, die dem Leben im Kloster Freude und Erfüllung verleihen. ■

P. Thomas Arakkaparambil
Pfarrvikar im Sendungsraum

Nicht nur reden, sondern auch hören

Die Sprache des Gebetes erlernen

Christsein im Alltag ist bei vielen Menschen einer Belastungsprobe ausgesetzt: der Sprachlosigkeit gegenüber Gott. Den ganzen Tag über reden wir mit den verschiedensten Menschen. Gott scheint manchmal nicht recht »mitreden« zu wollen, seine Stimme dringt nicht durch. Umgekehrt gerät Gott als möglicher Gesprächspartner allzu leicht aus dem Blick. Alles Mögliche beansprucht vorrangig unsere Aufmerksamkeit: Menschen, mit denen wir zu tun haben, Erwartungen, die an uns gestellt werden. Ohne es eigentlich zu wollen, hat Gott auf einmal keinen festen Platz mehr in unserem Alltag. Wenn Menschen einander richtig verstehen wollen, müssen sie dieselbe Sprache sprechen. Die Sprache des Menschen gegenüber Gott ist das Gebet. Diese Sprache gilt es, fließend zu erlernen.

Jemand spricht uns an, schaut uns aber nicht ins Gesicht, sondern blickt über unsere Schulter; dann fühlen wir uns nicht an-gesprochen und nicht ernstgenommen. Wenn jemand losredet, ohne uns eigentlich als Gesprächspartner wahrzunehmen, bleibt es beim Monolog. Auch Gott müssen wir erst einmal als Gegenüber wahrnehmen, ihm »ins Gesicht schauen«. Nach den Erfahrungen der großen Beterin Katha-

rina von Siena ist dazu notwendig, nicht mit der Tür ins Haus zu fallen, sondern zuerst anzuklopfen. Dabei geht es nicht um komplizierte Rituale, sondern es gilt, Vertrauen zu zeigen, offen zu sein für eine Antwort auf unser Gebet.

Offen zu sein ist keine Selbstverständlichkeit. Wir sind es gewöhnt, uns anderen Menschen möglichst wenig auszusetzen; wir behaupten unsere Privatsphäre und wahren unsere Interessen. Schleichen sich nicht leicht solche Vorbehalte ins Beten ein? »Gib mir bitte dies und das, aber bring' mein Leben nicht in Unruhe!« – »Hilf mir aus diesem Problem, aber möglichst so, dass ich Recht behalte!« Gleich solches Beten nicht eher einer Verteidigung von »Reservaten«? Werden nicht manchmal ganze Lebensbereiche vor Gott verschlossen, weil wir uns da und dort lieber nicht in Frage stellen lassen wollen? Stattdessen dürfen wir uns im Gebet vor Gott geben, wie wir sind: stark oder schwach, hoffnungsvoll oder enttäuscht, dankbar oder verzweifelt. Gott erwartet nicht, dass wir eine Maske anlegen. Wir dürfen als ganze Menschen in die Nähe Gottes treten.

In dieser offenen Grundhaltung verändert sich unser Beten. Was immer wir vor Gott tragen möchten, bekommt

eine Richtung. Aus Formeln, gesprochen in einen leeren Raum, werden Gesprächsbeiträge, die zu einem bewusst wahrgenommenen Gegenüber gesprochen sind. Ein Dialog kommt zustande, wenn wir nicht nur sprechen, sondern auch hören.

Aber wie spricht Gott zu uns? Wir sollten nicht auf machtvolle Erlebnisse warten. Wichtiger ist die beredete Sprache kleiner Begebenheiten. Katharina von Siena konnte die leise Stimme Gottes aus einem Wort der Bibel hören, weil sie es als zu ihr gesprochen empfunden hat. Sie hat ein Wort, das ein Besucher zu ihr sagte, spontan als Antwort Gottes verstanden. Sie hat die kleinen und großen Ereignisse ihres Lebens als An-Spruch Gottes gedeutet.

Rechnen wir mit dem »Einfallsreichtum« Gottes! Lernen wir, unser Leben in seinem Licht zu deuten! So ergibt sich ein Gespräch mit Gott. Im Beten teilen wir Gott etwas von unserem Leben mit; wir geben seiner Anwesenheit Raum; wir legen Erfolge, Sorgen oder Scheitern in die Hand Gottes. Ein mit-geteiltes Leben macht empfänglich für die unaufdringliche Stimme Gottes, wir werden zum Hörer einer leisen Antwort. ■

**Dominikanerprovinz
St. Albert, Augsburg**

[www.christl-spiritualitaet.de/
glaubenskurs/002.htm](http://www.christl-spiritualitaet.de/glaubenskurs/002.htm)

Die Beichte

Das Sakrament des Hinhören Gottes

»Das ist ja wie ein Neuanfang!«, rief ein Kommunionkind nach der Erstbeichte laut aus. Und ein anderes war begeistert: »Das war toll! Können wir das noch mal machen?« Dies sind nicht unbedingt die Reaktionen, die im Zusammenhang mit der Beichte erwartet werden, verbinden doch immer noch viele Menschen mit diesem Sakrament eher emotionalen und moralischen Druck, die muffige Düsternis von Beichtstühlen, den schuldbeladenen Pönitenten, der seine Sünden und Vergehen durch das Gitter in das Ohr des Priesters flüstert; und die heisere Stimme, die mahnend antwortet: »Das macht drei Ave-Maria!« Die »Ohrenbeichte« hat nicht den besten Ruf. Viele Menschen sagen, dass sie ihre Verfehlungen lieber mit Gott direkt ausmachen und dafür nicht den Priester

»Es gibt keine direktere Verbindung zu Gott als die Sakramente.«

und schon gar nicht sein Ohr brauchen. Dabei gibt es doch keine direktere Verbindung zu Gott als die Sakramente! Bei der hl. Kommunion ist diese Verbindung zwischen Gott und Mensch sehr bewusst; bei der hl. Beichte ist sie für viele aus dem Blick geraten.

Beichte ist heute sehr differenziert. Es gibt auch weiterhin eine nicht kleine Gruppe aktiver Gläubiger, die regelmäßig beichtet. Und wenn auch die Beichtzahlen in den »normalen« Pfarrkirchen stark zurückgegangen sind, finden wir in den Domen, den Wallfahrts- und Klosterkirchen stark frequentierte Beichtstühle und Beichträume.

Darüber hinaus gibt es spannende Aufbrüche bei der Beichte bei Gebetsformaten und Jugendfestivals. Ich durfte selbst erleben, dass bei Aktionen wie »Nightfever« in Bonn oder im Kölner Dom viele, gerade auch junge Menschen, das Angebot zur Beichte nutzen. Bei den Weltjugendtagen in Madrid und in Panama durfte ich als Beichtvater den jungen Menschen zur Verfügung stehen. Ich war beeindruckt von der Unbefangenheit der Jugendlichen gegenüber diesem scheinbar schwierigen Sakrament. Die geistliche und gelöst-freudige Grundstimmung dieser Glaubensfeste ebnet auch der Beichte den Weg.

Das Beichtsakrament hat eine wechselhafte Entwicklung durchgemacht:

Wie alle Sakramente hat es einen biblischen Ursprung. Jesus beauftragt seine Apostel mit der Sündenvergebung. In der Begeisterung des Anfangs konnten sich die frisch Bekehrten nicht vorstellen, dass sie nach der Taufe noch einmal sündigen würden. Diese Vorstellung wich recht bald einer gewissen Ernüchterung. Denn gerade in Zeiten der Christenverfolgung gab es Menschen, die aus Angst dem Glauben wieder abschworen, denn nicht jeder hat das Zeug zum Märtyrer. Wie ging die Gemeinschaft der Gläubigen mit den Sündern um? Ausstoßen? Exkommunizieren?

»Im 19. Jh. wird die Beichte zu einem Erziehungsmittel.«

Die Lösung: öffentliche Buße! – die Geburtsstunde der Beichte. Vor der versammelten Gemeinde bekannte der Sünder seine Schuld. Die Gemeinde verhängte eine Buße.

Mit diesem System war es allerdings ab dem 4. Jahrhundert vorbei, als das Christentum zur Volkskirche wurde. Seine Sünden vor einem Kreis bekannter und wohlwollender Menschen zu bekennen, ist ein Zeichen des Vertrauens.

»Gott ist nicht strenger Richter, sondern der Barmherzige und Vergebende.«

ens. Vor einer anonymen Masse von Menschen die eigene Schuld aussprechen zu müssen, ist grausam.

So festigte sich im frühen Mittelalter die Form der Beichte in einem »geschützten Raum«, wurde später »Ohrenbeichte« genannt. Hier kann der Christ seine Sünden bekennen und Vergebung und Versöhnung erfahren und zwar mit sakramentaler Objektivität.

Allerdings ist die Beichte ein »gefährliches« Sakrament. Sie geht so tief in die Persönlichkeit des Einzelnen hinein, dass sie große Kraft, aber bei falscher Handhabung auch gewaltigen seelischen Schaden verursachen kann. Es bedarf eines besonders redlichen und behutsamen Umgangs, denn sie stellt eine geistliche Macht dar, die auch missbraucht werden kann.

Bezeichnend ist, dass einer der Gründe für die Reformation zu Beginn der Neuzeit der Umgang mit Sünde und Vergebung war. Die 95 Thesen Luthers sind in großen Teilen ein flammendes Plädoyer für eine gute und gesunde Form der Beichte und gegen ungesunde und pervertierte Formen der Sündenvergebung – Stichwort Ablasshandel.



Der Priester übernimmt die verantwortungsvolle Aufgabe des Beichte-Hörens.

Das 19. Jahrhundert bringt einen weiteren »Sündenfall« mit sich, der bis heute nachwirkt. Das Sakrament der Beichte wird zu einem Erziehungsmittel, um eine bestimmte moralische Agenda den Menschen einzutrichtern. Die Fragen des Beichtvaters »Wie oft? Allein? Oder mit anderen?« mögen vielleicht für die moralische Ordnung in Kirche und Gesellschaft hilfreich sein, widersprechen aber in ihrer Intention dem Wesen des Sakramentes, nämlich der Sorge um die Seele.

In den Jahrzehnten nach dem 2. Vatikanischen Konzil steht der Wunsch nach einer Erneuerung des Sakramentes im Vordergrund. In der Kommunionvorbereitung und der Firmkatechese wird die Versöhnung in den Mittelpunkt gestellt. Gott ist nicht der strenge Richter, sondern der Barmherzige und Vergebende. Die sogenannte »Bußandacht« hingegen ist unter den Erneuerungsversuchen getrost als Fehlschlag zu betrachten.

Trotz der sicher sinnvollen Bildung des Gewissens, die hier vollzogen werden kann, fehlt ihr doch die persönliche Relevanz und die sakramentale Kraft.

Die anfangs erwähnten Kommunionkinder durften die Beichte als befreiendes

»Es wird mir von Gott
zugehört – mit weit
offenem Ohr.«

und heilendes Ereignis wahrnehmen, als wirklich sakramentale Erfahrung: Es wird mir VON GOTT zugehört, und zwar mit einem weit offenen Ohr, dem ich auch die Dinge anvertrauen darf, die mich bedrücken, von denen ich weiß, die sind nicht in Ordnung gewesen, meine Schwächen und Bosheiten, meine Unzulänglichkeiten und meine Achtlosigkeiten.

Der Priester, der die verantwortungsvolle Aufgabe des Beichte-Hörens über-

nimmt, muss sich bewusst sein: Meine Person ist vollkommen nachgeordnet. Ich bin lediglich Instrument, muss aber dennoch mein Bestes geben, dem Beichtenden zu vermitteln: »Seid barmherzig, wie es auch euer Vater ist.« (Lk 6,36).

Bei der Beichtvorbereitung für die Kommunionkinder sage ich, wenn sie aufgeregt sind: »Stell Dir vor, hier sitzt ein Ohr. Es hört Dir zu! Stell Dir vor, hier ist eine Hand, die Dich segnet! Stell Dir vor, hier ist eine Stimme, die Dich liebt und Dir vergibt!« ■

Pastor Tobias Zöller
Leitender Pfarrer des
Sendungsraumes Oberberg Süd



12

Gott in den Ohren liegen Zehn Tipps für ein gutes Gebet



Am richtigen Ort sich Zeit nehmen für ein Gebet.

Wann ist der richtige Zeitpunkt für ein Gebet? Was soll ich dabei sagen? Und was sollte ich beim Beten auf gar keinen Fall tun? Viele Gläubige tun sich mit dem persönlichen Gebet schwer, gerade wenn sie keine Übung darin haben. *Katholisch.de* gibt Ihnen zehn Hinweise, wie es sich besser betet.

1 – Den richtigen Ort finden

Nach Möglichkeit sollten Sie sich einen ruhigen Platz zum Beten suchen. Natürlich können Sie überall ein Gebet sprechen, aber wenn es um Sie herum ruhig ist, fällt es Ihnen leichter, innerlich still zu werden. Vielleicht reservieren Sie eine ruhige Ecke bei sich zu Hause speziell für das Gespräch mit Gott. Und wenn Sie gerade unterwegs sind: Gehen Sie einfach in die nächste Kirche! Geübte können sich eine Ruhezone auch mitten im Alltag einrichten. Einfach alles auf die Seite schieben und für einen Moment das Kreuz, ein Bild oder die Bibel in den Blick nehmen.

2 – Nehmen Sie sich Zeit

Ein gutes, wertvolles Gebet kann manchmal nur einen Augenblick dauern: gerade so lange, wie man braucht um »Danke« oder »Bitte« zu sagen. Besser ist aber, Sie nehmen sich etwas mehr Zeit für Ihr Gebet. Mindestens so viel, dass Sie es schaffen, zunächst das Gedankenkarussell im Kopf abzustellen und sich zu sammeln. Das kann einige Minuten dauern, ist es aber auf jeden Fall wert! Wer das regelmäßig und bestenfalls immer zur gleichen Zeit tut, wird sich daran gewöhnen. Grundsätzlich gilt: Gott ist immer da und immer ansprechbar. Tagsüber, nachts, in guten wie in schlechten Zeiten.

3 – Gott ist Ihr Freund

Gott kennt Sie, er ist Ihnen näher, als es ein anderer Mensch je sein könnte. Sie sollten ihn also ganz unbefangen mit »Du« ansprechen. Überlegen Sie sich, ob es eine Ansprache gibt, die Ihnen besonders viel bedeutet: Guter Gott, Vater, Herr, mein Retter; es gibt viele Möglichkeiten. Und vergessen Sie nicht die anderen Personen der Dreifaltigkeit: Vielleicht können Sie besser mit Jesus Christus sprechen? In manchen Situationen, etwa wenn Sie eine

schwere Aufgabe zu bewältigen haben, ist besonders die Hilfe des Heiligen Geistes gefragt.

4 – Aus dem Schatz der Kirche schöpfen

Wer nicht so geübt ist im persönlich formulierten Gebet, kann auf den erprobten Gebetsschatz der Kirche zurückgreifen. Vorformulierte Sätze aus der langen kirchlichen Gebetstradition können oft freier sein als ein spontanes Gebet. Zu jeder Gelegenheit eine gute Wahl ist das Gebet des Herrn, das Vaterunser. Aber auch die Psalmen bieten viele wertvolle Gebete für alle Lebenslagen. Eine weitere gute Quelle ist das tägliche Stundengebet der Kirche.

5 – Rituale helfen

Auch Rituale und Gesten helfen beim Beten. Man kann etwa seine Bitten wie in einem Tagebuch aufschreiben oder einen Stein mit einem Stoßgebet ins Wasser werfen. Beten kann sich zudem auch körperlich ausdrücken, etwa wenn man sich mit geöffneten Armen vor ein Kreuz stellt oder vor Gott in der Kirchenbank kniet. Auch das Entzünden von Opferkerzchen kann einen festen Platz im Gebetsleben haben.

6 – Beten Sie frei von der Leber weg

Wenn Sie Ihr Gebet frei formulieren: Hüten Sie sich vor Floskeln! Am besten ist es, beim Beten aufrichtig, ernsthaft und ehrlich zu sich selbst zu sein – und damit vor Gott. Nur geradeheraus mit der Sprache, direkt und ohne Scheu! Bevor Sie beginnen, denken Sie darüber nach, wofür Sie dankbar sind und worum Sie von Herzen bitten möchten. Halten Sie Ihr Gebet einfach, keine langen Sätze und keine komplizierten Erklärungen. Und bitte kein magisches Verständnis vom Gebet: Sie können mit Gott ganz konkret sprechen, ohne Worthülsen und abstrakte Formeln.

7 – Beten ist kein Ponyhof

Beten ist auch »ein Ringen mit Gott«, sagt Benediktinerpater Anselm Grün. Daher gilt: Klagen, Schimpfen, aber auch Weinen ist erlaubt! Vielleicht finden Sie

Trost in der biblischen Geschichte von Ijob: Er klagt bitterlich über sein Leben, wünscht sich sogar, nie geboren zu sein. Doch er sagt auch: »Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen; gelobt sei der Name des Herrn.« (Ijob 1,21)

8 – Einfach mal gar nichts sagen

Wenn Ihnen beim Beten nichts einfällt oder Ihnen in manchen Situationen des Lebens schlicht die Worte fehlen: Sagen Sie nichts. »Euer Vater weiß, was ihr braucht, noch ehe ihr ihn bittet«, verspricht uns Jesus (Mt 6,8). Stellen Sie sich einfach vor Gott. Oft kommen dann die Worte, die einem weiterhelfen, wie von selbst. Und manchmal erhört Gott unsere Gebete schon, bevor wir sie überhaupt aussprechen. Die Bibel sagt das so: »Schon ehe sie rufen, gebe ich Antwort, während sie noch reden, erhöere ich sie.« (Jes 65,24)

9 – Sie sind nicht allein

Manchem fällt es leichter, in Gemeinschaft zu beten. Mut dazu macht auch Jesus mit seiner Einladung: »Alles, was zwei von euch auf Erden gemeinsam erbitten, werden sie von meinem himmlischen Vater erhalten.« (Mt 18,19) Wer sich schwer tut beim Formulieren von Bitten im Beisein von anderen, sollte seine Gedanken vor allem kurz und knackig formulieren. Die Mitbeter werden dem Beispiel gerne folgen.

10 – Amen

Amen: So kurz kann ein Gebet sein. Es bedeutet im Hebräischen neben der üblichen Übersetzung »so sei es« auch »sich fest machen, sich verankern in Gott, sich ausrichten auf Gott«. Ein aufrichtiges Amen sagt viel mehr als seine vier Buchstaben. Wer es sagt, bringt seine Überzeugung und Entschiedenheit zum Ausdruck, an Gott festzuhalten. Und schließlich haben wir allen Grund, daran zu glauben, dass unsere Gebete bei Gott gut aufgehoben sind. Denn Jesus selbst sagt: »Alles, worum ihr betet und bittet – glaubt nur, dass ihr es schon erhalten habt, dann wird es euch zuteil.« (Mk 11,24) ■

Madeleine Spendier und Kilian Martin

www.katholisch.de,
in pfarrbriefservice.de

Bis orat, qui cantat

Doppelt betet, wer singt

Man muss Lieder nicht singen, man kann den Text auch sprechen bzw. beten. Doch um vieles eindrucksvoller ist ein Fürbittruf, ein- oder mehrstimmig: »Herr höre, erhöere mich/uns!« Vor Lesung und Evangelium soll die Aufforderung zum Hören in Psalm oder Gotteslob (GL) die Aufmerksamkeit auf Gottes Wort verstärken. Die Bitte: »Herr, gib uns Mut zum Hören auf das, was du

»Musik durchbricht die Mauern, die unsere Wahrnehmung einengen.«

uns sagst. Wir danken dir, dass du es mit uns wagst ...« (GL 448) und »Herr, wir hören auf dein Wort, das du uns gegeben hast und in dem du wie ein Gast bei uns weilest immerfort ...« (GL 449) beschwingt den Geist mit der unkomplizierten, eingängigen Melodie.

In vielen religiösen Überlieferungen spielt Musik eine bedeutende Rolle, indem sie die Mauern, die unsere Wahrnehmungsfähigkeit einengen, durchbricht. Die großen spirituellen Bücher der Menschheit quellen über von Höraufforderungen und Höranweisungen. So steht u. a. in der Bibel bei Jesaja: »Höre, so wird deine Seele leben!« Allein bei Mose kommt 91-mal »hören« vor.

Der Begriff der Kirchenmusik umfasst im Allgemeinen die Musik im christlichen Gottesdienst und wandelte sich mehrmals im Verlauf der Geschichte. Kirchenmusik wird heute oft synonym mit liturgischer Musik verwendet, d. h. überwiegend in vokaler Besetzung für die den Gottesdienst bestimmende Liturgie. Es besteht keine klare Abgrenzung

zur geistlichen Musik als Sammelbezeichnung für Vertonungen biblischer, liturgischer oder allgemein »geistlicher« Texte. Noch weniger fassbar ist die religiöse Musik, die sich seit der Aufklärung bewusst von einem engen christlichen Zusammenhang löst. Der Höhepunkt wird in der Romantik erreicht, die über konfessionelle wie gattungsmäßige Grenzen hinweg metaphysische Gehalte zu vermitteln sucht.

Der Gregorianische Choral/Gesang steht noch heute für den praktizierten einstimmigen, unbegleiteten liturgischen Gesang der kath. Kirche. (Unter Choral allein wird auch das protestantische Kirchenlied verstanden.) Dieser nach Papst Gregor I. (590 – 604) benannte Choral umfasst die gesamte mittelalterliche Überlieferung des röm. Ritus. Der Text bestimmt Formgefüge und Rhythmus der Melodie. Cantor (Vorsänger), Chor (Schola cantorum) und Gemeinde singen im Wechsel. Die Technik besteht als Syllabik, wo pro Silbe ein Ton erklingt und aus reicher Melismatik, wo pro Silbe mehrere Töne, z. B. beim Alleluja, gesungen werden. Die kirchenmusikalischen Reformen des Trienter Konzils (1545-1563) versuchten, die Flut neu komponierter Melodien drastisch

»Das volkssprachige Kirchenlied ist eine Neuschöpfung der Reformation.«

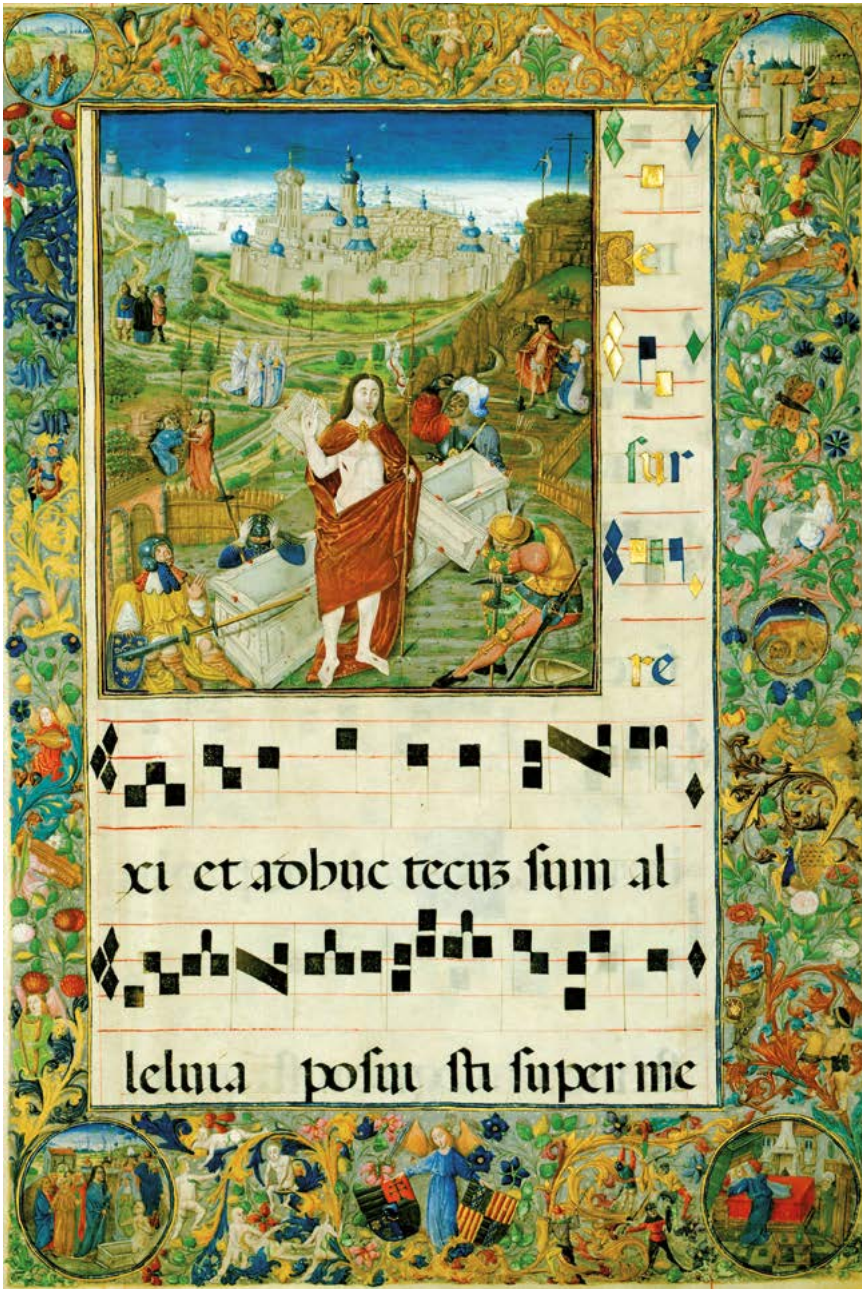
einzuschränken. Doch alte und immer neue Formen setzten sich durch. Aus der syrischen Kirche kennt man die Hymnendichtung mit Morgen- und

Abendlob und Psalmgesängen. Als Hymnus versteht man im weitesten Wortsinn einen feierlichen, gemeinschaftlich erhebenden Lobgesang. Im engl. Sprachgebrauch ist »hymn« gleichbedeutend mit Kirchenlied. Im Deutschen bezeichnet er noch spezieller die wichtigste Gattung des griechischen und lateinischen Strophenliedes.

Als Kirchenlied versteht man das in der gottesdienstlichen Feier von der christlichen Gemeinde gesungene volkssprachige Lied. Im Gesangbuch wird es gesichtet, gesammelt und zum Gebrauch bereitgestellt und ist eine

»Diesseitiges Jammertal und jenseitige Herrlichkeit, Weltschmerz und Lebensfreude.«

Neuschöpfung der luth. Reformation des 16. Jh. Vorläufer sind einerseits die lat. Hymnare und Antiphonare des Mittelalters als Rollenbücher für den priesterlichen oder mönchischen Chorgesang, andererseits die oft mundartlich deutschen Liederhandschriften aus den Kreisen der Bruderschaften und Nonnenklöster für die private Erbauung. Deutsche Strophenlieder begleiten oder ersetzen als Erneuerung des ambrosianischen Gemeindeganges die bisherigen lateinischen Stücke. Luthers 37 Lieder umfassen in breiter Fülle Psalmbearbeitungen, Übersetzungen von Hymnen und liturgischen Texten. Im 17. Jh. verarbeiten viele Lieder die Erfahrungen des 30-jährigen Krieges. Weitere Motive wachsen dem Kirchenlied aus der Dialektik des Barocks zu: diesseitiges Jammertal und jenseitige Herrlichkeit,



Der Gregorianische Gesang steht für den einstimmigen, unbegleiteten liturgischen Gesang.

Weltschmerz und Lebensfreude. Viele namhafte Dichter schrieben Kirchenlieder. Wenn man in unserem Gotteslob bei den einzelnen Liedern darauf achtet, von wem Text und Melodie stammen, fallen immer wieder die gleichen Namen auf, die zu protestantischen Autoren gehören: M. Rinckart, G. Neumark, P. Gerhardt und Komponisten J. Crüger, J. G. Ebeling, u. a. Das Spektrum des Kirchenliedes umfasst Festgesänge, Jubeltöne, Tageszeiten und erste Naturlieder, vor allem aber seelsor-

gerliche Zeugnisse des Gottvertrauens in Kreuz und Not. Die kath. Dichtung der Zeit ist stärker von mystischen Impulsen und allegorischer Poesie geprägt (F. von Spee, Angelus Silesius).

Im neuen Gotteslob findet man auch viele geistliche Lieder der Gegenwart. Sie versuchen den Glauben an Gott auf eine neue, dem Lebensgefühl des heutigen Menschen entsprechende Weise weiterzusagen. Der Sendungsauftrag der Kirche wird in vielen Liedern

neu dargestellt. In den 60er-Jahren entstanden Lieder für den Kinder-, Jugend- und Familiengottesdienst, ein- und mehrstimmig, mit musikalischem Arrangement von Gitarre, Schlagzeug, Orgel. Beliebte und groß in Mode sind in den letzten Jahren Kirchenlieder mit englischem Text. Selten erhält man eine aussagekräftige Übersetzung. So kann man nur der Melodie lauschen. Argument dabei ist häufig, dass man bei einer lateinisch gesungenen Messe vom Kyrie bis zum Agnus Dei auch nicht genau wisse, was es bedeute. Das stimmt so nicht, denn im Gotteslob sind diese Texte nebeneinander in zwei Spalten in Latein und Deutsch gedruckt.

Doch gleich in welcher Sprache gesungen wird – als Solist, im Chor oder der Gemeinde – immer muss man versuchen, den richtigen Ton zu treffen.

»Viele geistliche Lieder versuchen, dem Lebensgefühl der Gegenwart zu entsprechen.«

Auf das Gehör kommt es an, damit die Stimme deutlich Text und Melodie vorbringt. Notenkenntnisse sind sehr hilfreich, jedoch keine Voraussetzung um zu singen. Früher enthielten die Gesangsbücher lediglich die Liedtexte ohne Noten, man kannte die Melodie auswendig. Je nach Gemütsverfassung können Liedtexte unerwartete Emotionen auslösen, gerade bei vertrauten Texten. Singen ist gesund und empfehlenswert, da es ein tieferes Atmen fördert. Zweifelsfrei hebt Singen die Stimmung. ■

Marianne Röhrig

Quelle:

**Wörterbuch des Christentums
1500 Stichwörter von A – Z,
Orbis Verlag 1995, München**

Aktives Hinhören

Die Arbeit der TelefonSeelsorge

■ Kennen Sie noch den Begriff des Entsorgungsparks, der vor ca. 40 Jahren in der Politik auftauchte? Gemeint waren Atommülllager. Sollten Sie also nicht wissen, wohin mit Ihrem (Atom-)Müll, bringen Sie ihn doch einfach in einen Park, mit wunderschön angelegten, hellen Wegen unter großen Bäumen, mit singenden Vögeln und Kaninchen, die über die Wiese hoppeln, wie bei den Teletubbies. Dort können Sie Ihren Müll entsorgen und wieder in eine strahlende Zukunft blicken.

So ist das auch bei der TelefonSeelsorge: Sie rufen an und dann werden Sie in einem gepflegten Gespräch endgültig Ihre Sorgen los.

Sie merken es schon – so wenig das Bild des Entsorgungsparks mit der Wirklichkeit eines Atommüllendlagers zu tun hat, so wenig können die Mitarbeitenden der TelefonSeelsorge jedem Anrufer seine Sorgen ein für alle Mal abnehmen. Aber sie können helfen, Sorgen auszusprechen und dadurch eine Last – vielleicht seelischen Müll – ein wenig erleichtern.

Unsere Gesellschaft leidet an Verein-samung. Die Corona-Pandemie wirkte wie ein Katalysator unserer Einsamkeit. Viele Menschen haben keine Partner

»Das Hören und das Gehörtwerden sind für uns Menschen existenziell.«

oder ein gut geordnetes Umfeld, in dem sie Sorgen ansprechen, teilen oder loswerden können. Denn eine der wichtigsten Sinneswahrnehmungen des Menschen ist das Hören – schon vor der Geburt nehmen Kinder sehr viele Eindrücke über ihr Gehör wahr. Das Hören

und danach auch das Gehörtwerden sind für uns Menschen existenziell.

In der Bibel finden wir zahlreiche Hinweise zum Hören, z. B. im Buch Ijob: »Aber den Elenden wird er durch sein Elend erretten und ihm das Ohr öffnen durch Trübsal« (36,15). Zuhören und

»Aktives Zuhören ist eine Kunst, die erlernt werden kann.«

Hinhören kann Rettung, Hilfe oder Heilung sein. Nun sind die Gespräche in der TelefonSeelsorge nicht durchweg so dramatisch wie die Geschichte von Ijob, aber in der letzten TelefonSeelsorge-Statistik aus 2020 zeigt sich, dass »neben Angst, Gewalt und Selbstverletzung ... Suizidalität in dieser Gruppe (14- bis 29-Jährige) mit knapp 40 % das mit Abstand wichtigste Thema« ist.

Die TelefonSeelsorge hatte ihren Ausgangspunkt in Deutschland in den 70er-Jahren in der Suizidprävention; im Oberbergischen Kreis wurde sie am 14.03.1992 gegründet. Sie arbeitet im Verbund mit den Dienststellen in Köln und Bonn und ist damit für rund 2,5 Millionen Menschen Ansprechpartner. Durch diesen Verbund ist sie rund um die Uhr an sieben Tagen in der Woche erreichbar – auch an Feiertagen. In der Dienststelle im Oberbergischen Kreis arbeiten aktuell 30 ehrenamtliche Kräfte mit. Nach der »Coronapause« soll endlich wieder ein Ausbildungskurs beginnen – wir hoffen und freuen uns auf weitere Bewerbungen (soweit der Werbeblock in eigener Sache), um den Kreis der Mitarbeitenden zu erhöhen.

Das aktive Hinhören der ehrenamtlich Mitarbeitenden in der TelefonSeel-

sorge ist der zentrale Punkt. Dafür werden Menschen gesucht, ausgesucht und ausgebildet – Menschen, die zuhören wollen und können. Aktives Zuhören ist eine Kunst. Aber diese Kunst kann erlernt werden. Dazu bringen die ehrenamtlich Mitarbeitenden eine hohe Bereitschaft mit, sich mit sich selbst, den eigenen Empfindungen und Empfindlichkeiten auseinandersetzen zu wollen. Sensibilität als Seismograph für die Gefühle des Anrufenden: Ich kann dem hilfeschuchenden Anrufer nur dann eine Hilfe sein, wenn ich seinen Hilferuf ernst nehmen, mitempfinden kann. Aber dann auch immer noch eine »professionelle Distanz« wahre. Das Problem des Anrufenden muss sein Problem bleiben und nicht meines werden.

Und Offenheit bringen die Mitarbeitenden mit – wer schon alles weiß oder kann, ist nicht unbedingt der Richtige für die Arbeitsweise der TelefonSeelsorge. Es

»Wer schon alles weiß oder kann, ist nicht unbedingt der Richtige.«

ist nicht ihr Anspruch, dass Therapeuten mit einem bestimmten Therapieplan dem Anrufenden auf die Beine helfen. Die TelefonSeelsorge begleitet Menschen punktuell durch Menschen auf Augenhöhe. Die Mitarbeitenden sind keine Fachleute, sondern Laien – mit zusätzlicher Ausbildung.

Die ehrenamtlich Mitarbeitenden sind mit Sicherheit neugierige Menschen: neugierig auf andere Menschen und deren Leben, das sie als spannend und interessant erleben, es aber nicht aus ihrer Sichtweise bewerten. Die ehrenamtlich Mitarbeitenden durchlaufen eine



Die Bundesrepublik Deutschland ehrte die TelefonSeelsorge 1998 mit einer Sonderbriefmarke.

Ausbildung von mindestens 90 Zeitstunden und werden danach in der Supervision mit Selbstreflexion begleitet.

Das aktive Zuhören, das die TelefonSeelsorge nutzt, bedeutet neben dem Zuhören und den Anrufernden sein Ohr leihen, auch Sprechen – den Anrufernden Trost zusprechen, ihnen ein Spiegelbild sein, ihnen bei der Lösungsfindung assistieren, Aushalten und Mittragen des Gesagten. Das kann auf die Mitarbeitenden manchmal belastend wirken, aber es kommt immer wieder zu guten Gesprächen und dem Gefühl etwas bewirken zu können.

Die Anrufernden bringen der TelefonSeelsorge einen großen Vertrauensvorschuss entgegen. Ohne dieses Vertrauen, dass ihnen hier wirklich jemand zuhört, würden sie nicht anrufen. Diese Botschaft tragen die Anrufernden mit sich und sollen nicht enttäuscht werden. Gespräche gelingen und gelingen manchmal auch nicht. Kein Grund zur Entmutigung für den Mitarbeitenden – im Kollegenkreis findet der Mitarbei-

tende immer auch Unterstützung.

Bei allen Gesprächen wird die Anonymität gewahrt. Die Mitarbeitenden unterliegen der Schweigepflicht und haben als Seelsorgende sogar ein Aus-

»Wir begleiten Menschen punktuell auf Augenhöhe.«

sageverweigerungsrecht bzw. -pflicht. Namen oder Adressen werden nicht erfragt.

In der traditionellen TelefonSeelsorge steht der Arbeit nur das Ohr und das Zuhören zur Verfügung. Die gesamte Konzentration richtet sich auf das Gehörte und Ungehörte im Gespräch – manche Pausen, in denen mehr gesagt wird, als beim Sprechen. Nachdem sich Mobiltelefone etabliert hatten, änderte sich auch die Art des Telefonierens und wo und wann telefoniert wird. Die TelefonSeelsorge nutzt in jüngster Zeit

in einigen Dienststellen E-Mails und Chats; überwiegend bleibt es aber beim Telefonat und dem direkten Zuhören.

Einige Anrufernde merken schnell, dass ihnen das Aussprechen und das Zuhören guttut – sie rufen immer wieder mal an. Nicht selten gelingen Gespräche und Anrufernde können ihre Schwierigkeiten, Probleme, Sorgen, Nöte, Einsamkeit an- und aussprechen und finden einen guten Zuhörenden, bei dem es möglich ist, den seelischen Müll abzuladen, tatsächlich los zu werden oder ein wenig zu verringern oder leichter zu machen – Entsorgungspark!? ■

Arno Molter
Leiter der TelefonSeelsorge
Oberberg



18

Ganz Ohr im Lärm des Alltags



Michael Ende gab seiner Figur Momo eine Gabe: Intensives Zuhören. (Skulptur Michael-Ende-Platz, Hannover)

»Was die kleine Momo konnte wie kein anderer, das war Zuhören. Das ist doch nichts Besonderes, wird nun vielleicht mancher sagen, zuhören kann doch jeder. Aber das ist ein Irrtum. Wirklich zuhören können nur ganz wenige Menschen. Momo konnte so zuhören, dass dummen Leuten plötzlich sehr gescheite Gedanken kamen. Nicht etwa, weil sie etwas sagte oder fragte, was den anderen auf solche Gedanken brachte, nein, sie saß nur da und hörte einfach zu, mit aller Aufmerksamkeit und aller Anteilnahme. Dabei schaute sie den anderen mit ihren großen, dunklen Augen an, und der Betreffende fühlte, wie in ihm auf einmal Gedanken auftauchten, von denen er nie geahnt hatte, dass sie in ihm steckten. Momo konnte so zuhören, dass ratlose oder unentschlossene Leute auf einmal ganz genau wussten, was sie wollten. Oder dass Schüchterne sich plötzlich frei und mutig fühlten. Oder dass Unglückliche und Bedrückte zuversichtlich und froh wurden.«

(Michael Ende, Momo)

■ Warum ist Zuhören einer der großen und unerfüllten Wünsche von so vielen Menschen? Warum sind es immer die anderen, die zuhören sollen und es nicht können? Warum bemerkt man kaum: Diese Wünsche richten sich zuerst an den Wünschenden selbst?

Für den amerikanischen Psychotherapeuten Carl Rogers stand im Zentrum seines Lebens: wirklich zuhören, anderen und sich selbst. Er lebte von 1902 bis 1987 und entwickelte mit der Klientenzentrierten Gesprächstherapie eine der wichtigen Therapieformen unserer Zeit. Ein tiefes Zuhören ist die Grundlage:

»Hören hat Konsequenzen.«

»Wenn ich jemanden wirklich hören kann, komme ich in Kontakt mit ihm; es bereichert mein Leben. Durch Zuhören habe ich all das gelernt, was ich über den Einzelnen, über die Persönlichkeit, über zwischenmenschliche Beziehungen weiß. Kann ich die Klänge der inneren Welt meines Gegenübers hören und deren Gestalt erahnen? Kann ich mit seinen Worten so tief mitschwingen, dass ich nicht nur die Bedeutungen spüre, deren er sich bewusst ist, sondern auch jene, vor denen er Angst hat und die er dennoch mitteilen möchte?«

Wie geht es dir? Wie geht es mir? – Möchte ich das wirklich hören? Möchte ich, dass mir jemand so zuhört, dass ich es spüre und es sage: So geht es mir? Ja, das möchte ich. Ich möchte auch so

zuhören können. Auch mir selbst. Aber wie geht das? Ich beschäftige mich lieber mit dem lautstarken Betrieb, der mich umgibt und unentwegt tolle Tipps, Infos und Geschichten anbietet. Dem höre und schaue ich gerne zu. Und das aus gutem Grund: Solange das Geschehen weit genug weg scheint, kann man es ungestört beobachten. Aber je mehr man sich darauf einlässt – also Kontakt und Beziehung wagt – wird die distanzierte Haltung schwieriger. Dieser einlassende Sinn ist das Hören.

Carl Rogers: »Hören hat Konsequenzen. Wenn ich einen Menschen und die Bedeutungen, die in diesem Augenblick für ihn wichtig sind, wirklich höre – nicht bloß seine Worte, sondern ihn – und wenn ich ihm zu erkennen gebe, dass ich seine privaten, ganz persönlichen Bedeutungen aufgenommen habe, dann geschehen viele Dinge.«

Was geschieht, wenn man wirklich zuhört? Man wendet sich zu, man tritt

»Das Risiko, verändert zu werden, gehört zu den schrecklichsten unserer Vorstellungen.«

hinein ins Geschehen, man nimmt sich Zeit, man geht in einen echten Kontakt. Man will nicht mehr bloß weg aus anstrengenden Aufgaben und Pflichten. Man kommt an und bleibt, man versucht zu sein: ganz Ohr. Das geht anders

als die normale Unterhaltung, es fühlt sich ganz anders an. Im tiefen Zuhören erfährt und spürt man, was geschieht, in sich selbst und im anderen. Der normalerweise vorbeirauschende Betrieb hält darin inne und bleibt beim Zuhörenden. Das ist beunruhigend und aufregend

»Ich mag es, wenn ich mir selbst zuhören kann.«

und lebendig. Das ist ein echtes Wagnis.

Carl Rogers: »Wenn Sie einen anderen Menschen wirklich verstehen; wenn Sie bereit sind, in seine private Welt einzutreten und wahrzunehmen, was das Leben für ihn bedeutet, ohne dabei zu versuchen, Werturteile zu fällen; dann laufen Sie Gefahr, selbst verändert zu werden. Es könnte sein, dass Sie die Dinge plötzlich auch so sehen; Sie könnten entdecken, dass Sie in Ihren Einstellungen oder in Ihrer Persönlichkeit beeinflusst werden. Dieses Risiko, verändert zu werden, gehört zu den schrecklichsten Vorstellungen, die die meisten von uns sich denken können.«

Okay, ich riskiere es. Ich lenke mich nicht ab mit Neuigkeiten, ich verwickle mich nicht in hitzige Debatten, ich rede nicht nur um der beruhigenden Geräuschkulisse zuliebe. Nein. Ich beginne mit der Unruhe in mir und zwischen uns und spüre tiefer: spüre durch abwehrende Oberflächen und Positionen, nach darunter wartenden Anliegen und Emo-

tionen, bis in Sehnsucht und Angst. Ich spüre in der unaufhörlichen Betriebsamkeit nach dem Verletzlichen in uns. Ich riskiere es und bin: ganz Ohr! Das geht nicht einfach. Aber es berührt. Es führt hinein in das Abenteuer gemeinsamen Erlebens. Es ‚erhört‘, was den Menschen tief bewegt und erfüllt. Carl Rogers kann das genießen: Ganz Ohr sein – wer das riskiert, geht davon aus: Da gibt es etwas zu entdecken in sich selbst und im anderen, das spannend und bewegend und wertvoll ist. Das umfassend und unabsehbar ist, das tiefer reicht, als man selbst es weiß und als man allein es entdecken kann: Potenziale, die sich in tiefen Kontakten und Beziehungen mit anderen entfalten möchten.

Carl Rogers: »Ich empfinde es als sehr befriedigend, wenn ich echt sein kann, wenn ich all dem, was in mir vorgeht, nahe bin. Ich mag es, wenn ich mir selbst zuhören kann. Wirklich zu wissen, was ich im Augenblick erlebe, ist keineswegs leicht, aber ich fühle mich etwas ermutigt, weil ich glaube, im Laufe der Jahre darin Fortschritte gemacht zu haben. Ich bin jedoch überzeugt, dass es eine lebenslange Aufgabe ist und dass es keinem von uns je völlig gelingt, mit allem, was sich in unserem Erleben abspielt, in enger Berührung zu sein.«

Carl Rogers, tief befriedigende Nähe zu sich selbst – für normale Menschen und Ohren klingt das nicht nur weit weg, es ist schlicht unmöglich. 2014 setzte man an der University of Virginia vierhundert Probanden für fünfzehn Minuten allein in einen leeren Raum.

»Einfach nur da sein, allein mit sich – das wirkt stärker und geht tiefer als jede äußere Aktion.«

Sie sollten über ein Thema ihrer Wahl nachdenken und ansonsten still sitzen bleiben. Knapp die Hälfte fand das fast unerträglich, neun von zehn gingen unter im eigenen Gedankenkarussell. Als man den Versuch daheim bei den Test-

personen wiederholte, erlebten sie das noch unerträglicher als im Labor – weil die vertraute Ablenkung dort greifbar nah war. Ein Drittel gestand, das nicht ausgehalten zu haben. Sie griffen zum Smartphone. Einfach nur da sein, allein mit sich – das wirkt stärker und geht tiefer als jede äußere Aktion.

Carl Rogers: »Es tut mir gut, gehört zu werden. Ich habe in meinem Leben wiederholt das Gefühl gehabt, vor unlösbaren Problemen zu bersten oder mich qualvoll im Kreise zu drehen, und es hat eine Zeit gegeben, da ich von Gefühlen der Wertlosigkeit und Verzweiflung überwältigt wurde. Ich glaube, ich hatte zu diesen Zeiten mehr Glück als die meisten anderen, das Glück, Menschen zu finden, die fähig waren, mich zu hören und mich

»Es ist erstaunlich, wie Dinge, die unlösbar erscheinen, lösbar werden, wenn jemand zuhört.«

dadurch aus dem Chaos meiner Gefühle zu retten, Menschen, die imstande waren, meine Botschaften ein bisschen tiefer zu erfassen, als ich es selbst konnte. Diese Menschen haben mich gehört, ohne mich zu beurteilen, mich zu diagnostizieren, mich abzuschätzen, mich zu bewerten. Sie haben einfach zugehört und geklärt und auf allen Ebenen, auf denen ich mit ihnen in Beziehung trat, auf mich reagiert. Ich kann bezeugen, dass es verdammt guttut, wenn man in seelischer Not ist und jemand mich wirklich hört, ohne über mich zu richten, ohne zu versuchen, die Verantwortung für mich zu übernehmen und ohne mich nach seinen Vorstellungen zu formen!

Wenn man mir zugehört und mich verstanden hat, dann ist es mir möglich, meine Welt auf neue Weise zu sehen und weiterzumachen. Es ist erstaunlich, wie Dinge, die unlösbar erscheinen, lösbar werden, wenn jemand zuhört; wie sich Verwirrungen, die unentwirrbar scheinen, in relativ glatt fließende Ströme verwandeln, wenn man gehört wird.

Ich bin zutiefst dankbar für die Zeiten, da mir dieses einfühlsame, konzentrierte Zuhören zuteilwurde. Für mich ist schöpferisches, aktives, sensibles, genaues, einfühlsames, nicht bewertendes Zuhören in einer Beziehung ungeheuer wichtig. Es ist mir wichtig, es zu geben; es ist mir, besonders zu bestimmten Zeiten meines Lebens, äußerst wichtig gewesen, es zu erhalten. Ich habe das Gefühl, innerlich gewachsen zu sein, wenn ich es gegeben habe; ich bin ganz sicher, gewachsen zu sein, erlöst und befreit, wenn man mir auf diese Art zugehört hat.«

»Wenn jemand meinte, sein Leben sei ganz verfehlt und bedeutungslos, und er selbst nur irgendeiner unter Millionen, einer, auf den es überhaupt nicht ankommt, und er ebenso schnell ersetzt werden kann wie ein kaputter Topf – und er ging hin und erzählte alles das der kleinen Momo, dann wurde ihm, noch während er redete, auf geheimnisvolle Weise klar, dass er sich gründlich irrte, dass es ihn, genauso wie er war, unter allen Menschen nur ein einziges Mal gab und dass er deshalb auf seine besondere Weise für die Welt wichtig war.«

Es gibt nicht viele Momos und Carl Rogers auf der Welt, aber eine Menge Ohren. Ich bin nicht allein. Ich höre und werde gehört, immer wieder. Dabei bin ich in Beziehung: mit jemand, in einer Situation. Wenn ich Glück habe, treffe ich einen Carl Rogers. Wenn ein Wunder geschieht, Momo. Bis dahin kann ich mich bemühen, kann die Momo in mir oder den Carl Rogers in Dir probieren. Das ist nicht leicht, aber tief bewegend. Dafür brauche ich allerdings einen Richtungswechsel. Ich folge meiner Unruhe nicht hinaus in den unterhaltenden und ablenkenden Betrieb. Ich horche in sie hinein, in mir und zwischen uns. ■

Zusammenfassung der gleichnamigen Sendung vom 05.03.2017 in der Reihe WDR-Lebenszeichen; Autor Frank Schüre

Gehörlos – und dann?

Aus der Sicht einer Mutter

Als unser Sohn im September 1974 im Waldbröler Krankenhaus geboren wurde, war unser Familienglück perfekt. Er war unser erstes Kind und blieb auch das einzige. Als er als Baby auf Anrufen und Geräusche nicht reagierte, kam uns das schon etwas auffällig vor. Auch die sogenannte Babysprache blieb aus. Aber was weiß man schon als junge Eltern und auch der Arzt sagte: »Das Kind ist gesund.« Mit 18 Monaten wurde er von einem HNO-Arzt untersucht, der eine an »Taubheit grenzende Schwerhörigkeit« feststellte! Welch ein Schock und was für eine Sorge! Was soll nun werden? Wie kann es mit dem Kind weitergehen? Vom Arzt kam keine Hilfe!

Durch einen Tipp aus der Familie kamen wir zur Beratungsstelle für hörgeschädigte Kinder in Köln. Dort erlernte er die Gebärdensprache, Lippenlesen, und er erfuhr auf eine nicht immer leichte Art Sprachanbahnung. Auto, Ball, Puppe waren seine ersten Wörter, die er mit Sprachtherapeuten erlernte und aussprechen konnte. Er war bereit zu lernen und entwickelte sich gut in Kindergarten und Grundschule, beides in Köln. Von nun

»Mancher scheute sich, mit ihm Kontakt aufzunehmen.«

an waren seine Augen und seine Hände seine wichtigsten »Organen«. Als er mich einmal fragte, ob Schnee laut sei, wurde mir bewusst, dass er all die üblichen Naturgeräusche wie Regen, Donner, Meeresrauschen, Vogelzwitschern ... nicht wahrnehmen kann. Im Alltag war er oft auf unsere Hilfe angewiesen. Auf Fragen, die ihm gestellt wurden, habe oft ich geantwortet. Wir lernten mit ihm zu sprechen, von den Lippen abzulesen und einfache Gebärden zu gebrauchen,



Die Gebärdensprache ermöglicht Kommunikation.

die wir uns von ihm abschauten. Leider haben wir es als Eltern nie geschafft, die korrekte Gebärdensprache zu erlernen.

Er besuchte in Dortmund die Realschule, was allerdings mit Internatsaufenthalt verbunden war. Doch hier fühlte er sich wohl, weil er verstanden wurde. Denn in der großen Familie und in der Gesellschaft stand er immer außen vor, denn mancher scheute sich, mit ihm Kontakt aufzunehmen. Trotzdem begegnete er den meisten Menschen freundlich, und er merkte sofort, ob ihm jemand gut gesonnen war. Auch unsere Mimik verstand er perfekt.

Nach der Realschule begann er eine Lehre als technischer Zeichner, später absolvierte er die Technikerschule als einziger Gehörloser mit Erfolg. Seine Freunde waren allesamt gehörlos und weit verstreut – Freunde vor Ort gab es nicht. Das bedeutete für uns, ihn überall hinzufahren, bis er später seinen Führerschein machte. Durch diese Freunde kam er zum Handballspielen – sogar bis zur Nationalmannschaft für Gehörlose,

mit der er einige Erfolge erzielte und in ferne Länder bis nach Taiwan, Island und Australien reiste.

Seine Frau, hörend, lernte er bei einem Vortrag kennen, wo sie als Gebärdendolmetscherin fungierte. Sie gründeten eine Familie und die beiden hörenden Kinder, heute 12 und 8 Jahre alt, sind sein ganzer Stolz. Es ist rührend, wenn die Kleinen in Gebärdensprache mit ihrem Vater kommunizieren. Hier wendet sich das Blatt, denn jetzt stehen wir als Eltern und Großeltern außen vor, wenn sich die Familie unterhält.

Heute wohnen wir im Haus der Kinder und sind stolz, glücklich und zufrieden, diesen oftmals sehr holprigen Weg mit unserem gehörlosen Sohn gegangen zu sein. ■

Petra Blatz
ehem. Gemeindemitglied in Waldbröl



**Eine gute Rede ist eine Ansprache, die das Thema erschöpft,
aber keineswegs die Zuhörer. (Winston Churchill)**

**angehörig
gehörlos
hörbar
hörig
hörenswert
unerhört
zugehörig**



**Ganz Ohr
Ohrensausen
Ohrenschmaus
Ohrenzeuge
Ohrwurm
Übers Ohr hauen
Zu Ohren kommen**

**Gehör
Hörbuch
Hörensagen
Hörerschaft
Hörfunk
Hörgewohnheit
Hörsturz
Verhör
Zubehör**

**Freundlichkeit ist eine Sprache,
die Taube hören und Blinde lesen können. (Mark Twain)**

Hören

auditive, aurale oder akustische Wahrnehmung
Sinneswahrnehmung von Schall

Die Tatsache, dass die Menschen mit zwei Augen und zwei Ohren, aber nur mit einem Mund geboren werden, lässt darauf schließen, dass sie zweimal so viel sehen und hören als reden sollten.

(Marie de Sevigné)

»Wenn du sprichst wiederholst du nur, was du eh schon weißt. Wenn du aber zuhörst, kannst du unter Umständen etwas Neues lernen«.

(Dalai Lama)

abhören
anhören
erhören
gehören
hinhören
überhören
verhören
zuhören

horchen
aufhorchen
gehorchen
hinhorchen

Wer redet, der sät. Wer hört, der erntet.

Riskiere den Streit

Wie soll man mit Menschen reden, die anderer Meinung sind? Wie kann man verhindern, dass das Gespräch eskaliert? Chrismon hat darüber im März 2020 mit dem Kommunikationspsychologen Friedemann Schulz von Thun gesprochen. Wir drucken eine Zusammenfassung des Interviews.

Was tun, wenn mitten im Familienfest Schwager Roland die befremdliche Botschaft verbreitet: »Die Deutschen werden jetzt sowieso abgeschafft«?

Friedemann Schulz von Thun meint dazu: Wir können diese Situation als Zumutung, als Gelegenheit oder als Herausforderung aufnehmen. Wer sich vor allem gegen die Zumutung wehren will, könnte sagen: »Mensch, Roland, jetzt verdirb mir aber nicht die Laune mit den Thesen eines Herrn Sarrazin!« Wer vor allem die Gelegenheit sieht, der könnte jetzt mit Roland einmal wirklich in Kontakt treten und antworten: »Ich bin jetzt entsetzt. Aber womöglich hast du schlimme Erfahrungen gemacht, von denen ich nichts weiß?« Die Herausforderung wäre, einmal nicht an die Decke zu gehen, sondern gelassen zu bleiben und Humor zu bewahren: »Ach, Roland, wie ich dich kenne, dich schafft so schnell niemand ab!« Wer aber dazu neigt, um des lieben Friedens willen,

»Bei allen wichtigen Lebensfragen gibt es nicht nur eine Wahrheit.«

den Mund zu halten, der könnte die Herausforderung annehmen und den Streit riskieren, auch auf Kosten des Familienfriedens!

Ob es gelingt, Roland zu überzeugen, sei gar nicht so entscheidend, sagt Schulz von Thun. Ein guter Kontakt ende nicht unbedingt mit einer Über-

zeugungsleistung. Es sei schon wertvoll, wenn zwei Meinungsgegner miteinander reden und einander gelten lassen. Wer sich für den Kummer oder den Zorn des anderen interessiert, erhöhe die Chance, selber gehört zu werden.

Dabei sollte man nicht einfach wiedergeben, was aus den Medien eh bekannt ist. Besser sei, nah dranzubleiben an dem, was Roland umtreibt, zum

»In der Harmonie höherer Ordnung sind Widersprüche willkommen.«

Beispiel durch solche Fragen: »Fühlst du dich beeinträchtigt? Wodurch genau? Oder sorgst du dich, dass die deutsche Kulturnation untergehen wird?« Kommunikationspsychologisch ausgedrückt: Welche Selbstoffenbarung steckt in der Behauptung »Die Deutschen werden abgeschafft?«. Darauf kann man möglichst ehrlich und persönlich reagieren. Und Roland auch mal recht geben.

Schulz von Thun macht deutlich, dass es bei allen wichtigen Lebensfragen nicht nur eine Wahrheit gibt. Ein Beispiel: Menschen, die hungrig und frierend um ihr Leben kämpfen, muss geholfen werden, solange christliche und humane Werte für uns verpflichtend sind. Es stimmt aber auch, dass wir uns manchem Risiko aussetzen, wenn wir unkontrolliert alle Schutzbedürftigen in unser Land lassen.

Auch er könne sich nicht auf alles und mit allen einigen, obwohl er möch-

te, dass es harmonisch zugeht, gesteht der Kommunikationspsychologe. Er musste lernen, dass die »Harmonie erster Ordnung«, wie er sie nennt, bei der wir vermeintlich alle ein Herz und eine Seele sind, meist trügerisch ist und für ein aufrichtiges Miteinander nicht trägt. Stattdessen wirbt Schulz von Thun für eine Harmonie höherer Ordnung, bei der Widerspruch und Unterschiede willkommen sind.

Wann ist Schluss der Debatte? Der Humanist in ihm sei zuweilen entsetzt, wenn barbarische Haltungen und Redeweisen unverhohlen propagiert würden, so Schulz von Thun. Der Psychologe in ihm wisse aber, dass sich hinter einer hässlichen Fratze zuweilen ein Mensch in Verdruss über sein Leben befindet und dass es sich lohnt, den Grund eines Hasses oder einer Wut zu ergründen. Spätestens aber bei Gewalt oder brutaler Aggression habe der Selbstschutz Vorrang vor jeder Empathie. Und dann auch die Ächtung (des Verhaltens) vor der Achtung (vor dem Menschen).

Im Gespräch sei es oft schwierig, über Fragen und Antworten nachzudenken. Vor allem, wenn man sich angegriffen oder unsanft infrage gestellt fühle. Da sei auch er nicht empathiefähig, obwohl es dann vielleicht besonders wichtig wäre. »Je betroffener ich bin, desto mehr reagiere ich mit meinem angestammten Muster – gehe an die Decke oder werde fies oder schnappe ein oder höre nicht mehr auf zu reden«, sagt Schulz von Thun im Chrismon-Interview.



Familienessen: Sie wollten nicht über die Dreyfus-Affäre sprechen. Und dann sprachen sie doch darüber.

In der Verrohung im öffentlichen Dialog sieht er eine besorgniserregende Tendenz. Man solle aber auch nicht übersehen, dass es auch viel Anteilnahme, Wertschätzung, hilfreiche Aufklärung und konstruktive Nachdenklichkeit in der weltweiten Vernetzung gebe. Aber klar,

»Du willst also auf deinem blöden Sofa vor der Glotze rumhängen.«

auch wer sich gegenüber den Dynamiken des Lebens ohnmächtig fühle und meine, kein Gehör zu finden, könne im Netz eine wirkungsvolle Spur hinterlassen – je rabiater, desto aufsehenerregender.

Und wer Erfahrungen von Demütigung gemacht habe, könne hier mal anonym heimzahlen.

Auch privat geht die Kommunikation oft schief. Eine Szene aus einer ganz normalen Ehe: Sie: »Lass uns mit dem iPad ins Bett gehen und in der Mediathek den Krimi mit Ofczarek gucken.« Er: »Der kommt heute Abend auch im Fernsehen in einem alten ‚Tatort‘.« Sie: »Du willst also auf deinem blöden Sofa vor der Glotze rumhängen und einen alten ‚Tatort‘ gucken, den wir bestimmt schon dreimal gesehen haben.« Er: »Hab‘ ich doch gar nicht gesagt, war nur eine Info, dass der auch im Fernsehen kommt.« Wie kommt man aus dieser Nummer wieder raus?

Schulz von Thun sagt dazu: »Der Vor-

schlag der Frau hat einen inhaltlichen Aspekt (dieser Krimi) und ein Beziehungsangebot (kuschelige Nähe). Er reagiert nur auf den inhaltlichen Teil und verweist auf mögliche andere Optionen. Dass er damit das Beziehungsangebot übergeht, ist ihm vielleicht bewusst oder auch nicht.«

Laut Schulz von Thun enthält jede Äußerung vier Botschaften: Sachinformation, Selbstkundgabe, Beziehungshinweis und Appell. Auf die Äußerung der Frau »Du willst also...« hat der Ehemann die Wahl, mit welchen »vier Ohren« er hören und entsprechend reagieren will. Hört er mit dem Sachohr, könnte er auf die dort enthaltenen Behauptungen eingehen (z. B. »Diesen ‚Tatort‘ haben wir höchstens ein Mal gesehen und längst vergessen!«). Hört er mit dem Selbstkundgabe-Ohr, nimmt

»Hören mit vier Ohren.«

er wahr, wie ihr ums Herz ist, und könnte empathisch reagieren (etwa: »Du bist verärgert, wenn ich so etwas vorschlage?«). Hört er mit dem Beziehungs-ohr, reagiert er auf die Du-Botschaft und ist betroffen. Er könnte dann z. B. gegen die Charakterisierung seiner Person als blöder Sofaglotzer protestieren. Hört er schließlich viertens mit dem Appell-Ohr, könnte er zustimmen: »O. K., einverstanden, iPad im Bett!« – oder sich widersetzen: »Nein, ich möchte noch nicht ins Bett!«

Wer auf die vier Ohren achtet, erwirbt mit etwas Übung eine geschulte Intuition und ein Gefühl für Stimmigkeit. Zunächst wäre das Wichtigste, die inhaltliche und die menschliche Botschaft gleichzeitig zu hören und auseinanderzuhalten. Indem man z. B. sagt: »In der Sache stimme ich dir zu, aber deinen Ton empfinde ich als unangenehm!« ■

Das Interview im Wortlaut unter:
<https://chrismon.evangelisch.de/artikel/2020/48466/reden-ohne-hass-interview-mit-friedemann-schulz-von-thun>

Aufeinander hören?

Verständigung zwischen Jung und Alt

■ Miteinander leben, voneinander lernen, sich einander zuhören – das Idealbild gesellschaftlichen Zusammenhalts!? Das Alter vermittelt der Jugend seine Erfahrungen, das Mittelalter formt die Jugend und unterstützt das Alter. Die Jugend wiederum gibt

»Gesellschaftlicher Zusammenhalt heißt nicht Kommunikation zwischen allen.«

dem Mittelalter und Alter seine neuen Ideen und Sichtweisen weiter. Alles nur eine Vision oder real umsetzbar?

Eines mal vorweg: Auch die Kommunikation zwischen Jung und Alt ist stark von Protesthaltung und Vorurteilen geprägt. Ich denke, man muss einfach akzeptieren, dass in jeder Gesellschaft vielfältige soziale Gruppen leben, unter denen keine oder nur eine auf ein Minimum reduzierte Beziehung besteht. Oder haben Sie schon einmal mit einem Kardinal, einem Spitzenpolitiker oder einem Piloten der Lufthansa direkt gesprochen? Und mit bestimmten Menschen will man auch gar keine intensivere Kommunikation pflegen. Bei Glaubensfragen oder politischen Themen kann sich ein Austausch plötzlich sehr stark intensivieren oder aber jäh verstummen. No-Go-Themen für den Smalltalk zwischen sich fremden Menschen! Gesellschaftlicher Zusammenhalt heißt also keineswegs Kommunikation zwischen allen gesellschaftlichen Gruppen, das würde uns auch völlig überfordern.

Eine gelungene Kommunikation zwischen den Generationen ist jedenfalls keine Selbstverständlichkeit. Gespräche zwischen Jung und Alt sind oft problembehaftet. Es reicht nicht aus, nur zusammenzukommen und einfach miteinander zu reden. Auch unser Kommunikationsverhalten wird vor dem Hintergrund des eigenen Aufwachsens geformt. Eltern, Familie und Beruf sowie die persönlichen Möglichkeiten bestimmen, wie jemand kommuniziert. Mit dem Alter selbst hat das erst einmal nichts zu tun. Darüber hinaus hat natürlich jede Generation ihre eigenen Erwartungshaltungen, Werte und Motivatoren. Kommunikation braucht gemeinsame Anlässe und Schnittmengen als Basis. Sie erfolgt im Rahmen etablierter Kontakte in ganz normierten Bahnen, es redet nicht einfach jeder mit jedem. Überdies braucht intensive Kommunikation Sympathie und Vertrauen. Ist beides vorhanden, ist das konkret gesprochene Wort gar nicht mehr von so großer Bedeutung, wogegen bei einem Fehlen dieser Attribute schon kleine Missverständnisse, die vielleicht gar nicht so gemeint waren, zu groben Zerwürfnissen führen. Wenn also zwischen

»Intensive Kommunikation braucht Sympathie und Vertrauen.«

Menschen die Chemie nicht stimmt, dann findet Sprache auf einem deutlich reduzierteren Level statt, als wenn man sich mag und gleiche Ansichten und Sichtweisen vertritt.

Das Kommunikationsverhalten junger Menschen unterscheidet sich diametral von dem der älteren Generationen – ebenso die verwendeten Geräte und Mittel. Schon deswegen sind generationsübergreifende Kommunikationswege schwieriger zu gehen. Junge Menschen tendieren dazu, Alter und Altsein vorwiegend negativ zu sehen, obwohl unsere Gesellschaft immer mehr altert und auch die Jungen natürlich wissen, dass sie diesem Faktum nicht entrinnen können. Aber man setzt sich als junger Mensch eben nicht gerne damit auseinander und sucht im Alltag eher die Kommunikation mit Menschen ähnlichen Alters. Da hat man sich einfach mehr zu sagen.

Die Älteren unter uns hegen gegenüber den Jüngeren ebenfalls Vorurteile und haben natürlich oft mit gesundheitlichen Einschränkungen wie Schwerhörigkeit oder Demenz zu kämpfen, was das Kommunikationsverhalten stark beeinflusst. Sie denken vielleicht zuweilen, dass junge Menschen faul und doof sind und ständig am Smartphone hängen oder dass der Mittfünfziger träge und unflexibel ist und kein Verständnis für ihre Belange hat. Für viele ältere Menschen sind die Gesprächsthemen der Jungen »Böhmische Dörfer«, zumal Entwicklungsschritte, die früher Jahrzehnte gebraucht haben, heute innerhalb weniger Jahre erfolgen. Tendenziell hat sich dadurch der geistige Abstand der jeweiligen Altersgruppen stark vergrößert. Im Ergebnis kommunizieren die Älteren also auch vorwiegend mit Menschen ihrer Altersklasse.

Auf dieser Basis ist es natürlich schwer, gute, intensive Gespräche



Opa und Enkelin haben sich viel zu erzählen.

aufzubauen. Ein größerer Altersunterschied stellt kommunikativ also erst einmal eine Hürde dar. Es muss von beiden Seiten gewollt sein, diese Hürde zu überwinden und auch mit Menschen zu sprechen oder sich auseinanderzusetzen, die nicht die eigene Meinung vertreten und über Themen zu reden, die einem selbst eher fremd sind. Überlegen Sie einmal selbst, wann Sie zuletzt ein solches Gespräch geführt haben.

Menschenkenntnis heißt dabei auch, einen deutlich jüngeren oder älteren Gesprächspartner nicht nur von der Warte eigener Positionen aus zu sehen, sondern zu berücksichtigen, dass das Gegenüber ganz anders aufgewachsen ist, andere Werte hat und einen ganz anderen Alltag lebt, der um ganz andere Themen kreist. Auch unter Christen zerstören Vorurteile und Missachtung Kommunikationsmöglichkeiten, wenn man sich mit seiner Art zu glauben über die des anderen erhebt.

Und wie kann die Kommunikation zwischen Jung und Alt nun besser gelingen? Zuerst einmal ist wichtig, sich überhaupt tiefgründig zuzuhö-

ren – egal wie alt Ihr Gegenüber ist, ob 8 oder 80 Jahre. Um sich auf ihn einstellen zu können, sollten Sie genau anhören, was er zu sagen hat. Was beschäftigt ihn? Wie ist sein Gefühl dabei? Welche Priorität hat das Erzählte für ihn? Ermutigen Sie Ihren Gesprächspartner zum Erzählen, stellen Sie Fragen und lassen Sie ihn ausreden. Gezeigtes Interesse hilft immer, eine gemeinsame Basis zu finden.

Die jüngere Generation sollte Erfahrungen und Werte der Älteren schätzen lernen und sich auf deren körperliche Defizite freundlich einstellen. Sie sollte lernen, die Erlebnisse, Erfahrungen und all die »alten Geschichten« der Senioren zeitlich einzuordnen und ernst zu nehmen, auch wenn so manches für den jungen Menschen nur schwer nachvollziehbar, nachempfindbar ist.

Ältere Menschen sollten lernen, dass neue Zeiten auch neue Menschen, andere Persönlichkeiten hervorbringen und die Welt sich weiterdreht. Aber mit ehrlichem Interesse an den Themen der Jungen können Gespräche auch hier gelingen. Wenn man es schafft, alte und neue Sichtweisen zu

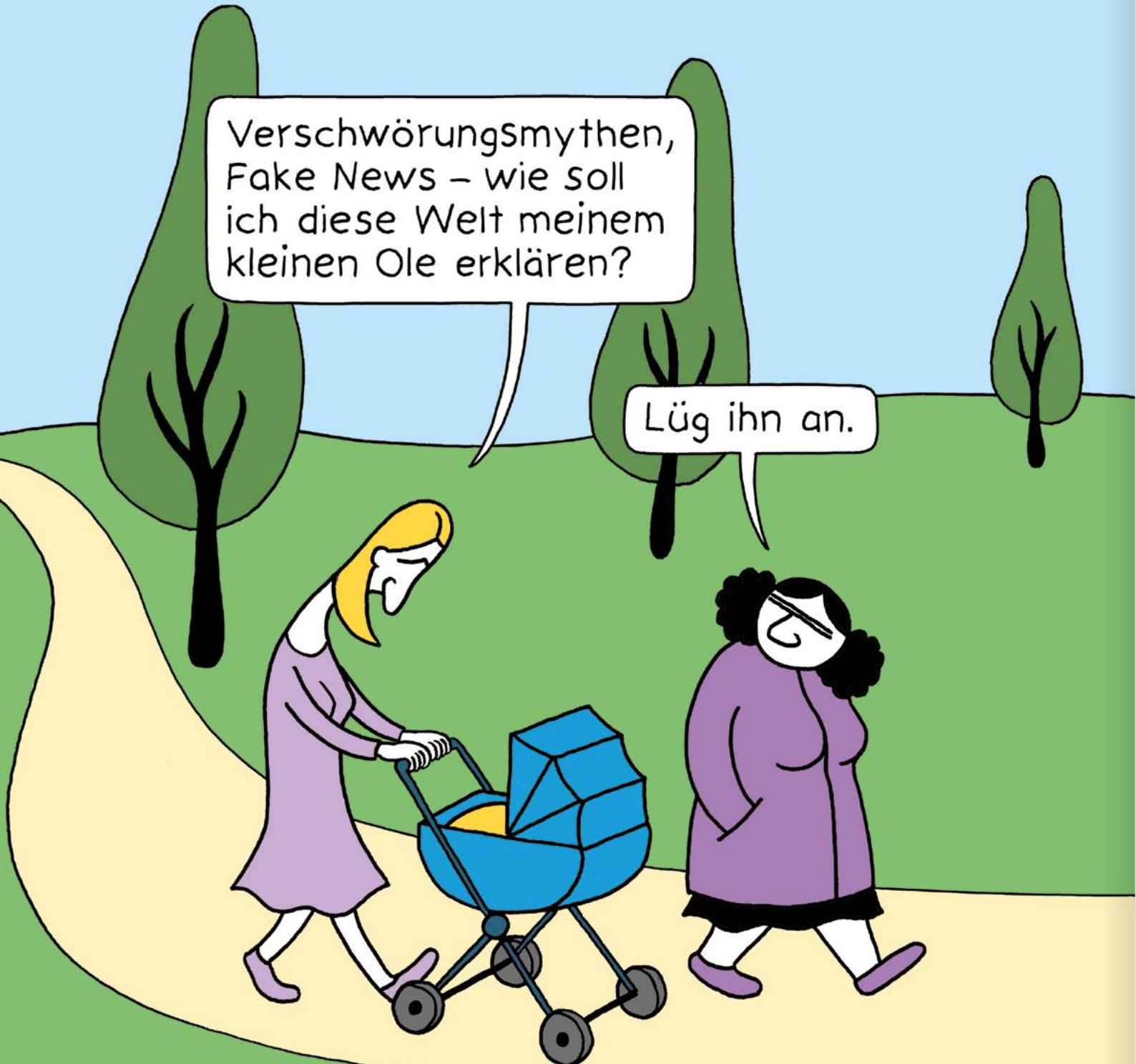
verbinden, können solche Gespräche unheimlich fruchtbar sein. Jeder lernt von den jeweiligen Erfahrungen und Einstellungen des anderen.

Im Sinne einer guten Kommunikation gilt es immer, Vorurteile und Resentiments abzubauen und Verständnis füreinander zu erzeugen. Je besser Sie selbst in der Lage sind, sich in die Gefühls- und Gedankenwelten sowie die Werte Ihres Gegenübers hineinzuversetzen, desto besser werden Sie ihn ungeachtet der konkreten Wortwahl oder gewählter Kommunikationsmittel auch verstehen. Dann haben sich Opa und Enkel, Pflegepersonal und Seniorenheim-Bewohner, Senior-Chef und Auszubildender ungeachtet von Alter, persönlicher Einstellung oder Alltagsleben regelmäßig viel zu erzählen, haben Spaß dabei und profitieren davon für ihr Leben.

Ich wünsche Ihnen allen von Herzen, dass in Ihrem persönlichen Umfeld der Gesprächsfaden nicht abreißt! ■

Hinhören oder Weghören?

Tipps zum Umgang mit
Verschwörungstheoretikern



Verschwörungsmythen,
Fake News – wie soll
ich diese Welt meinem
kleinen Ole erklären?

Lüg ihn an.

Viele Menschen werden derzeit überrascht von Verschwörungsgläubigen in ihrem Umfeld. Diese sind nicht mehr, aber aktiver geworden in der Pandemie – sie wollen missionieren, schreiben die sozialen Medien voll, zeigen sich auf Demos. Etwa 25 % der Bevölkerung sind sich sicher oder ziemlich sicher, dass es geheime Mächte gibt, die die Welt steuern.

Verschwörungserzählungen klingen absurd, können aber zu Gewalttaten führen. Die Attentäter von Halle (2019) und Hanau (2020) begründeten damit ihre Taten.

Was soll ich dazu sagen?

Auch Sprachlosigkeit kann zu einer Ich-Botschaft werden. »Ich bin überrascht, so was von dir zu hören. Das macht mich sprachlos. Bitte lass uns wann anders drüber reden.« Oder: »Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Bitte sag solche Sachen nicht in meiner Gegenwart.«

Und wenn bei einem Essen in größerer Runde einer sagt: »Covid gibt es doch gar nicht!« Da sollte man als Erstes für sich klären, welches Ziel man erreichen will. Dass der andere seine Meinung ändert? Könnte schwierig werden. Oder will man erst mal nur, dass die Behauptung nicht unwidersprochen bleibt und auch die anderen am Tisch sehen, dass nicht alle so denken? Das ist drin. Wenn man sich nicht gut auskennt mit einem Thema, hat man doch oft eigene Erfahrungen vorzuweisen – kennt z. B. eine Person, die Covid hatte. Erfahrungen überzeugen eher als reine Fakten.

Man sollte Geduld mit sich selber haben, wenn man mal wieder geschwiegen hat oder wütend wurde. Man kann einen Zettel einstecken mit Lieblingsstrategien: 1. von eigener Erfahrung erzählen, 2. die Sprachlosigkeit benennen, 3. späteren Termin vereinbaren. Meinungsfreiheit bedeutet nicht, dass man zuhören muss. Wenn jemand behauptet, er erhalte beim Impfen einen Chip unter die Haut, um kontrollierbar zu werden, darf man auch mal sagen: »Ich denke, wir sollten dieses Thema hier abbrechen,

wir kommen nicht auf einen gemeinsamen Nenner.«

Warum glauben die Leute so was?

Man hat was davon, wenn man an Verschwörungen glaubt: Man lebt dann in einer geordneten Welt, in der es keine Zufälle gibt, kein Chaos, keine komplexen Ursachen, sondern nur einen einzigen Grund für alles – eine böswillige Elite, die alles steuert. Graustufungen zu erkennen, ist anstrengend, Schwarz-Weiß-Denken ist einfach. So eine Welt-sicht kann einen stabilisieren. Und man darf sich bedeutsam fühlen: Denn nur ein exklusiver Kreis von Wissenden hat die Verschwörung erkannt. Von ihnen wird die Rettung Deutschlands abhängen. Was hier helfen kann, sind demokratische Gegenerzählungen, Hinweise auf etwas gutes Großes, bei dem man mitmachen kann und das dem Leben Sinn gibt, z. B. die Rettung des Klimas.

Corona-Leugner im Team

Mit Menschen mit »Spleens« im beruflichen Umfeld kann man leben, solange das nicht mit der Arbeit kollidiert. Was aber, wenn jemand sich strikt weigert, eine Maske zu tragen? Z. B. sagt »Alle glauben an diese Corona-Lüge! So wie damals alle Hitler geglaubt haben! Ich bin der Einzige, der Widerstand leistet!« Hier kann professionelle Distanz helfen: »Ich werde das mit Ihnen nicht diskutieren. Sie haben sich an die Regeln zu halten wie alle.«

Aber es gibt doch Verschwörungen!

Es gab und gibt reale Verschwörungen (»Watergate«, »Panama-Papers«). Echte Verschwörungen sind aber viel kleiner als die fantasierten Gebilde der Verschwörungsgläubigen. Sie sind brüchig und kommen irgendwann heraus, oft durch Recherchen von Journalist*innen.

Faktenchecks

Wer unsicher ist, ob etwas stimmt oder nicht, findet hier Hilfe: Man gibt ins Fenster der Suchmaschine die (Falsch-) Behauptung plus »Faktencheck« ein,

z. B.: Corona + Impfung + unfruchtbar + Faktencheck. Oft landet man dann beim »Faktenfinder« der Tagesschau und/oder bei correctiv.org. Dieses gemeinnützige, spendenfinanzierte Recherchezentrum prüft, ob an Gerüchten was dran ist. Ein Ergebnis kann sein: Nein, dieses Foto von Angela Merkel ohne Maske zeigt keinen Verstoß gegen die Corona-Regeln, es stammt von 2018. Correctiv erklärt auch immer, wie man gecheckt hat, hier etwa mit der »Bilder-Rückwärtssuche«. Diese Transparenz kommt gut an.

Wann sachliches Argumentieren nichts nützt

Was aber, wenn bei einer Person der Verschwörungsglaube bereits zum Lebenssinn geworden ist? Es hilft dann nicht, alles als Blödsinn zu bezeichnen, einen Buchtipps zu geben und zu erwarten, dass sich das Problem von allein löst. Hier mit Faktenchecks zu kommen, ist meist verschwendete Zeit. Hilfreich dabei ist aber, emotionalen Rückhalt zu geben und in Kontakt zu bleiben. Dana Buchzik, selber in einer Sekte groß geworden, skizziert, wie man vorgehen könnte. Zuerst analysieren, gern zusammen mit Angehörigen oder gemeinsamen Freunden: Was war der Person immer wichtig? Welches Bedürfnis befriedigt die radikale Gruppe womöglich? Gäbe es Wege, dass die Person ihre Werte im Rahmen der Mehrheitsgesellschaft leben könnte? Dann könne man anfangen, vorsichtig Fragen zu stellen – um zu verstehen. Unbedingt wichtig zum eigenen Schutz ist aber, Gesprächsregeln auszuhandeln. »Wenn du mich beschimpfst, breche ich das Gespräch ab.«

Wenn Freundschaften zerbrechen

Nicole G. steckte sich bei der Arbeit mit Corona an, sie ist Notfallsanitäterin. Auch die Tochter erkrankte. Beide überstanden Covid. Aber heute, ein Jahr danach, haben sie »Long Covid«. Nicole wird immer wieder von Erschöpfungsanfällen niedergeworfen; und die Tochter leidet unter Kurzatmigkeit.

Wenn sie heute Leute sagen hört, dass es Corona gar nicht gebe, geht sie weg. »Ich diskutiere nicht mehr, da hab' ich gar nicht die Kraft dazu. Es ist für mich geradezu beleidigend, wenn Leute so was sagen.« Solche Kontakte schlafen dann ein. Eine gute Freundin allerdings hat den Kontakt abgebrochen, nachdem ihr Nicole G. von ihrer Erkrankung geschrieben hatte. Kurz darauf teilt die Freundin auf WhatsApp Bilder von Corona-Demos, schreibt dazu »Aufwachen!« und »Der Sturm wird stärker!«

Esoterische und Rechtsextreme – was eint die?

Auf diesen Demos laufen Verschwörungsgläubige zusammen mit Impfgegner*innen, Esoterischen, Rechtsextremen. Eine Expertin für die Neuen Rechten und die Identitären, sagt: Seit über 100 Jahren vermischen sich okkulte, rechtsesoterische, konservativ naturschützerische und völkische Strömungen. Man lehne den modernen Staat ab, ebenso die moderne Medizin – und idealisiere die Natur. »Naturidealisierung«, das hört sich harmlos an. Aber es bedeute Menschenfeindlichkeit. Expertin Strobl: »Denn sehr schnell ist man dann dabei, dass es zu viele Menschen auf der Erde gibt, dass sie zu lange leben, dass man sich nicht einmischen darf, wenn sie sterben, etwa an Corona.« Da sei dann die Brücke zu völkischen Bewegungen, »denn für die ist klar, welche Menschen schwach und also überflüssig sind«. Menschen mit Behinderung zum Beispiel.

Da helfen die Rettungskräfte von HateAid

»Mich greifen Rechtsextreme oft an«, sagt Strobl. Sie wurde bereits mit einem Shitstorm überzogen und mit Drohungen. Hilfe fand sie bei HateAid, einer spendenfinanzierten Organisation für Opfer von digitaler Gewalt. »Die haben mich erst einmal aufgefangen, haben gesichtet, gesammelt, Prozesskosten übernommen.« Schon jetzt sagt die Hälfte der Internetnutzer*innen, sie würden sich wegen der Hasskommen-

tare seltener an politischen Diskussionen im Internet beteiligen. HateAid möchte, dass nicht die Stimmen der rechten Schreihälse übrigbleiben.

Am Ende sollen mal wieder die Juden schuld sein ...

Verschwörungsgläubige wie Rechtsextreme sind davon überzeugt, dass eine globale Elite den Deutschen schaden will. Und diese Weltmacht sei jüdisch, verbreiten sie übers Internet. In der Geschichte wurde ganz ohne Internet der jüdischen Bevölkerung die Schuld gegeben an Hungersnöten, Kriegen, Pest. In der NS-Zeit bildeten sich die Deutschen mehrheitlich eine jüdische Weltverschwörung ein. Bill Gates übrigens, der wegen seines Einsatzes für globale Impfprogramme schon lange ein Feindbild von Impfgegner*innen ist, ist kein Jude, wird aber seit Corona dem Judentum zugerechnet. Im rechten Wahndenken muss einer der reichsten Männer der Welt zwangsläufig Jude sein.

... und das ist vielen Leuten egal

Rechtsextreme sind noch nicht mal viele, sagt Strobl. Das Problem sind die Leute, die Bündnisse mit Rechten bilden, weil ihnen deren Antisemitismus und Rassismus schlicht egal ist. Börsartigkeit und Gleichgültigkeit seien oft die Seiten einer einzigen Medaille.

»Tut was!«, ruft ein besorgter Demokrat

Der bekannte Publizist Michel Friedman sagt: »Wie oft denken wir, das geht uns nichts an – wir sind keine Juden, wir sind keine Schwulen, wir sind keine Minderheiten, wir sind keine ...« Aber am Ende seien alle in Unfreiheit. Er fordert alle auf: »Tut was! Jede und jeder für sich!«

#ichbinhier

Z. B. bei der Facebook-Gruppe #ichbinhier. Nach dem Motto: »Man muss sich auch dorthin begeben, wo es dreckig und schmutzig ist.«, kontern deren Mitglieder Hetzerisches in den Facebook-Kommentarspalten bei »Focus«, »Tagesschau« oder »Bild« mit

Gegenkommentaren.

Als »Moderatorin« leitet die Rentnerin Brigitte Combosch die Gruppenmitglieder zu den schlimmsten Kommentaren. Erscheint dort z. B. unter einem Artikel über die Rettung von Flüchtlingen aus dem Meer der Kommentar »Absaufen lassen«, kontern sie mit »Jeder Mensch ist wert, gerettet zu werden«. Wer keine Zeit hat, verteilt nur »Likes« an diese positiven Kommentare. Weil Facebook beliebte Kommentare prominenter anzeigt als andere, rutschen die von #ichbinhier hoch, die hetzerischen sinken nach unten. Wenn sie selbst Hassbotschaften erhält meldet sie das Facebook und zeigt die Leute an über HateAid.

Wie schlimm ist es wirklich?

Wenn behauptet wird, geheime Mächte planten den Untergang Deutschlands, dann konstruieren Rechtsextreme daraus eine Notlage. Und eine Notlage berechtigt zu Notwehr, also dazu, zu vernichten, was man hasst – Menschen wie Demokratie.

Diese Omas gehen auf Demos

In vielen Städten gibt es die überparteiliche Bewegung »Omas gegen rechts«. Die Senior*innen (auch ohne Enkel) beteiligen sich an Demos z. B. gegen Pegida.

Die besten Tipps

wurden u. a. von Sarah Pohl (ZEWA Freiburg) in dem Buch: »Alles Spinner oder was?« gesammelt.

Wichtige Regeln:

- Weniger sagen, mehr fragen.
- Nicht ins Wort fallen. Nicht vorschnell reagieren.
- Positiv manipulieren, z. B. Loben.
- Gemeinsamkeiten betonen (»Da sind wir einer Meinung«) und herstellen (Kinder, Wetter, Hobbies, etc.)
- Unbedingt das Gespräch beenden, bevor es zum Streit kommt.
- Nicht damit rechnen, das Gegenüber zu überzeugen. ■

Auszüge aus dem Artikel

»Sag was! Tu was!« von

Christine Holch in *chrismon* 6/2021

<https://chrismon.evangelisch.de/artikel/2021/51500/verschwoerungstheoretiker-in-familie-und-freundeskreis>



Je stiller Du bist, desto mehr kannst Du hören

Klangpfad – Bergischer Streifzug zum Thema Hören

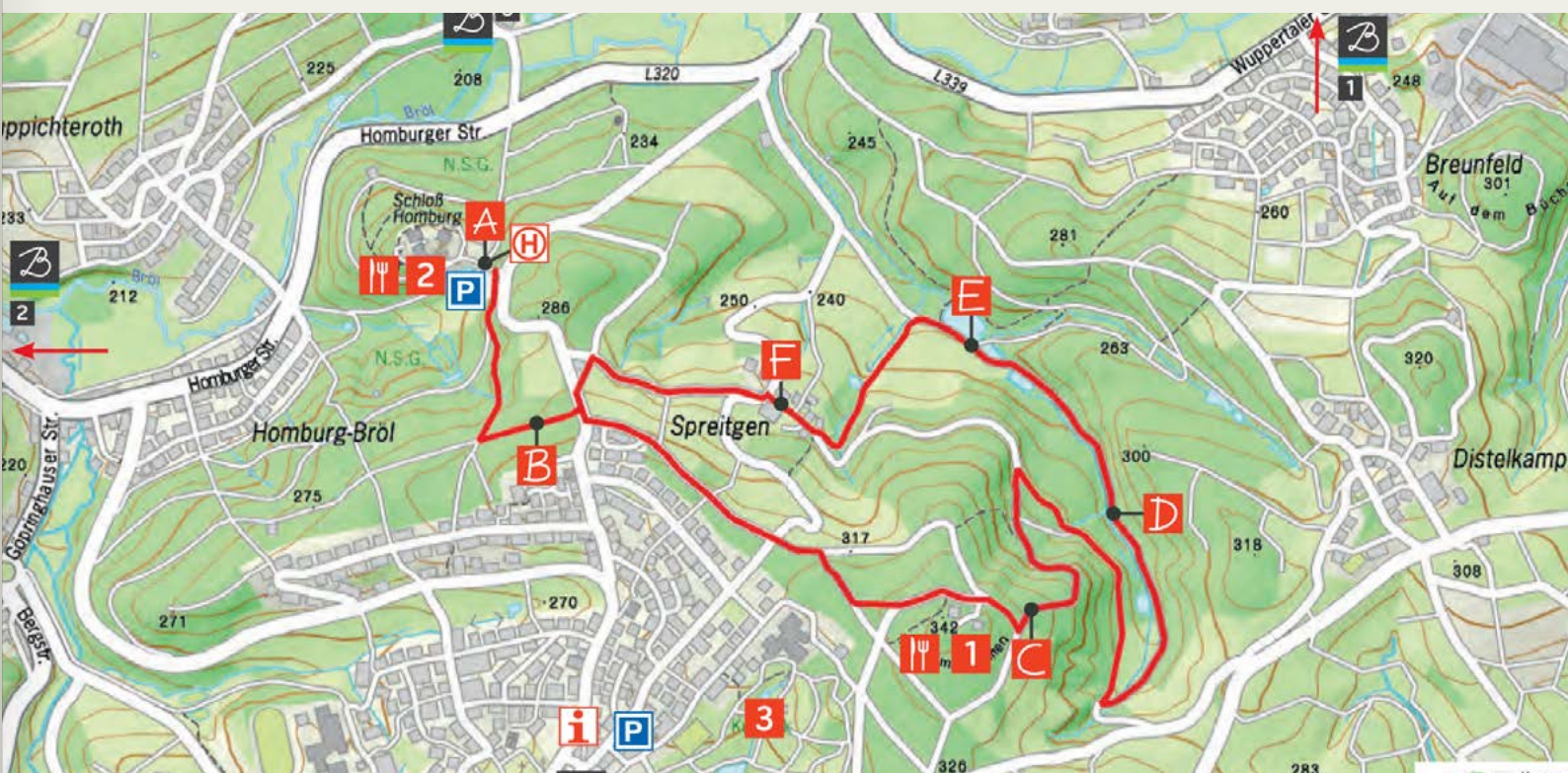
■ Dieser Rundwanderweg bietet auf 6,1 km sechs Stationen, die zeigen, wie unser Gehör funktioniert und warum Musik gesund und Lärm krank machen kann. Auch landschaftlich lässt sich auf diesem Streifzug einiges entdecken.

Start ist auf dem Parkplatz von Schloss Homburg, dessen kulturhistorisches

Museum auch immer einen Besuch wert ist. Weiter geht es über den Weiler Spreitgen zu den »Hexenweiern« – zwei Teichen, von denen man sich erzählt, hier wären früher Hexenproben durchgeführt worden. Schwamm die an Händen und Füßen Gefesselte obenauf, war sie überführt – ging sie unter, war

sie unschuldig, aber eben auch ertrunken.

Am höchsten Punkt des Weges, dem Lindchen (341 m ü. NN), steht ein 30 m hoher Aussichtsturm, von dessen Aussichtsplattform man einen guten Weitblick über das Homburger Ländchen hinein ins Oberbergische, nach Osten ins Sauerland und nach Südwesten bis zum Siebengebirge hat. ■



»Es hört doch jeder nur, was er versteht«

(Goethe)

In der Darstellung der Verkündigung Mariä am Nordportal der Marienkapelle in Würzburg wird das Ohr als Verbindung zwischen Gott und Maria als spezielles Sinnesorgan vorgestellt. Der Hauch des Geistes geht als sich windendes Hörrohr vom Mund Gott Vaters zum linken Ohr Marias und endet mit der Taube des Hl. Geistes. Auf dem Rohr rutscht der kleine Jesus lachend bäuchlings zu Maria. Anmutiger lässt sich das Ohr als kommunizierendes Sinnesorgan kaum darstellen.

In diesem Aufsatz kann ich nur ansatzweise die pädagogische Aufgabe skizzieren, Schallereignisse zu erklären, die nach dem physikalischen Vorgang im Ohr und der Verarbeitung im Gehirn zum musikalischen Verstehen führt. Musik in ihrer vielfältigen Verwendung als Kunst – oder als Gebrauchsmusik wird somit zum Gegenstand der musikalischen Hörerziehung. Hören ist nicht unreflektierte Beschallung, sondern setzt ein Verstehen voraus, das dem Vernunftwesen Mensch eigen ist. Es bedeutet Mitdenken in dem Sinne, dass man alles abrufte, was man an Hintergrundinformationen bereithält, um diese in den musikalischen Hörvorgang mit einzubringen. Über die frühkindliche Erfahrung gehört dazu der sozio-kulturelle Hintergrund und die musikalische Bildung, die primär in den Familien, den Schulen und Kirchen, durch die Medien und durch mitunter nicht zu entgehender Alltagsbeschallung vermittelt wird.

Schon früh passt sich das Gehör an Tonsysteme an, die in den jeweiligen Kulturen vorherrschend sind. In unserer westlichen Musikkultur ist dies überwiegend das Dur-Moll-System. Die Hörer gewöhnen sich nur langsam an neuere Systementwicklungen. Auch in außer-europäischen Musikkulturen haben sich Tonsysteme entwickelt, die den europäischen Ohren fremd sind. Die oft im

Sinne der Völkerverständigung gemeinte Feststellung: »Musik kennt keine Grenzen« ist unter diesem Aspekt nicht richtig.

So wie die Sprache erlernen Menschen durch Hörerfahrung im muttersprachlichen Erleben Musik. Sprache und Musik sind sich unter dem Gesichtspunkt der Hörbarkeit ähnlich. Wesentlich für die Sprache ist das Wort als lautliches Zeichen eines konkreten Begriffes, während der Ton zunächst als bedeutungslos gehört wird und seinen Sinn erst durch seine Relation zu anderen Tönen erhält. Wer hört schon mit den beiden Tönen des

»Hören ist nicht
unreflektierte
Beschallung.«

Kuckucksrufes die Gesamtheit des Liedes ‚Hänschen klein‘? Ähnlich wie die Sprache erlernen die Kinder in der Nachahmung einfacher Tonfolgen immer komplexere Klangstrukturen, die ohne intakten Hörsinn nicht möglich wäre. Anders als das Auge, welches durch den Blick auf Bilder, Fotos und Landschaften augenblicklich Sinnzusammenhänge erfasst, benötigt das Ohr die Zeit, um den Sinn eines Klangprozesses zu erfassen.

Klänge sind flüchtig. Die Flüchtigkeit

der Klänge schafft ständig Vergangenes, Gegenwärtiges und lässt Zukünftiges erwarten. Es bedarf eines Regelwerkes, das dem Hörer ermöglicht, aus einer Menge flüchtiger Klänge ein sinnhaftes musikalisches Konstrukt zu erkennen. Die Regeln ergeben sich aus mehreren musikalischen Ordnungsprinzipien.

Sinnvolle Gliederung durch die Form ist eine dieser Prinzipien. Beispiele folgender Formschemata verdeutlichen dies. Jeder Buchstabe steht für ein Klangereignis. Das können ein einzelner Ton, eine kurze Tonfolge oder mehrstimmige Klänge sein, die von kurzer Dauer sind und sich wie die Buchstaben unterscheiden. In der Fachsprache verwendet man dafür die Begriffe Motiv und Thema. Die drei Abläufe eins bis drei stehen symbolisch für eine Folge von Motiven und Themen, die den Ausschnitt einer Komposition gestalten. Der rote Buchstabe markiert den Zeitpunkt des gegenwärtigen Klanges.

Formschemata:

Vergangenheit
Gegenwart
Zukunft

1. A A A **A** A A A...
2. A B C **D** E F G...
3. A B A **C** A B' A'...



Auf dem Hörrohr rutscht der kleine Jesus lachend bäuchlings zu Maria.

Zu 1: Klangereignis A wiederholt sich ständig. Zukünftige sind vorhersehbar.
Zu 2: Es treten immer neue Klangereignisse auf. Zukünftige sind nicht vorhersehbar.

Zu 3: Klangereignisse wie A wiederholen sich, werden aber durch gegensätzliche wie B oder durch Varianten A', B' ergänzt. Zum Zeitpunkt der Gegenwart bei Klangereignis C wird der Hörer Ereignis A als zukünftiges erwarten. (Antizipation)

Wirkung der Abläufe 1 und 2 sind Monotonie und Überfrachtung der Hörkapazität. Wiederholung, Gegensatz und Variante sind Gestaltungsmerkmale

einer Komposition, die Wiedererkennbares, Neues und Ähnliches enthält (Bsp.3). So entstehen musikalische Gestalten, Lieder oder Instrumentalwerke, in denen Motive und Themen über die Dauer eines Stückes gehört werden.

Am Beispiel des irischen Segensliedes lässt sich dies unter Verwendung der Buchstaben aufzeigen. Der 1. Liedvers (A) ‚Möge die Straße‘ wird im 2. Textvers (A) ‚sanft falle Regen‘ wiederholt. Der 3. Liedvers (B) ‚und bis wir uns wiedersehen‘ weicht von den beiden Liedversen ab, bevor der 4. Liedvers (A) mit Wiederholung des 3. Textverses den Schluss

abrundet. Hierbei handelt es sich um eine erweiterte dreiteilige Liedform (A A B A), Grundmodell vieler Lieder. Wer es einmal singt, vielleicht mitklatscht, dabei Text- und Liedbetonungen vergleicht, der spürt, dass die Liedverse regelmäßig abfolgende Betonungen enthalten, die die Bewegung des Schreitens andeuten – ein körperbetontes Phänomen, das mit

»Das Ohr benötigt Zeit zur Erfassung eines Klangprozesses.«

dem Einfluss des Tanzes auf die Musik zu Beginn der Neuzeit (Renaissance) zu erklären ist.

An den Beispielen wird deutlich, dass der verstehende Hörer solcher ‚Hörhilfen‘ bedarf, vor allem dann, wenn er reine Instrumentalmusik hört, deren Ablauf er mittels seiner erlernten Hörerwartungen antizipiert. Musikalisches Verstehen setzt sich häufig dem Vorwurf der Verkopfung aus, da es den gefühlsbetonten Zugang zur Musik, das ‚zu Herzen gehende‘ verhindert. Wer eine Mozart-Oper und den Gesang der Bühnenfiguren als handelnde Personen im Zeitalter der Aufklärung hört, wird umso mehr das ‚zu Herzen gehende‘ empfinden. So wie der Botaniker, der die Flora einer Magerwiese in einem Mittelgebirge betrachtet, sich nicht nur im Kopf, sondern auch im Herzen an der bunten Blumenpracht begeistern wird. ■

Walter Köster
ehemaliger Lehrer am Hollenberg-Gymnasium und Klavierpädagoge



Aktuelles und Veranstaltungen

Waldbröl

Gott mitten im Leben Fronleichnam in St. Michael



Welches Bild haben Sie vor Augen, wenn Sie an Fronleichnam denken? Sonnenschein, Vogelgezwitscher, fröhliche Musik? All das gab es an diesem Tag, in diesem Jahr. Pandemiebedingt fand die Feier auf dem Parkplatz vor dem Pfarrheim statt. Mit großen Abständen waren einzelne Stühle aufgestellt, vor dem Altar lag ein wunderschöner, bunter Blumentepich und alle 100 Sitzplätze waren sehr schnell belegt. Es kamen auch Gemeindemitglieder aus der evangelischen Gemeinde. Alle freuten sich, nach zum Teil sehr langer Zeit einander wiederzu-



sehen, und die allgemeine Stimmung wurde noch besser, als Kirchenmusiker Michael Bischof verkündete, dass Singen mit Maske erlaubt sei.

In seiner Predigt fand Pater Thomas die richtigen Worte, um die Bedeutung dieses Festes hervorzuheben. Es gelang ihm, den Sinn zwischen Ernst und Freude herzustellen: »An Fronleichnam wird in einer Monstranz die Hostie, das Brot, also der Leib des Herrn dargestellt. Jesu Leben zerbricht am Kreuz. Er hat mit dem Brechen des Brotes, mit seinem Tod, den Jüngern und damit auch uns eine sinnliche, einmalige Erfahrung machen lassen. In diesem Brotbrechen, in seinem Tod liegt Heilung und Hoffnung. Dazu gab Jesus uns die Ermahnung: ‚Tut dies zu meinem Gedächtnis.‘ Durch das Brechen des Brotes haben wir Anteil an seinem Leben, wir sind seine lebendigen Zeugen. Er ist immer da, ein ewiger Beistand.«

Fronleichnam ist ein öffentliches Glaubensbekenntnis, und die Alltagsgeräusche während der Messe ließen die Besucher schmunzeln: Aus der Küche der benachbarten Gaststätte klangen die Arbeitsgeräusche, es rauschten Motorräder vorbei, das Martinshorn eines Krankenwagens war zu hören. Genau das hatte Pater Thomas gesagt: An Fronleichnam spüren wir die Beziehung Gottes mit dem Leben.

Allgemeine Heiterkeit kam auf, als der Leiter des Musikkreises Holpe vorschlug, ein Geburtstagsständchen für Pater Thomas zu singen, denn er wurde in dieser Woche 60 Jahre alt. Der Musikkreis hatte nach einem Jahr Pause an diesem Tag seinen ersten Auftritt, und die Begeisterung wieder musizieren zu können war entsprechend groß – genau wie beim Kirchenchor. ■

Wiehl**Endlich wieder mehr Gottesdienstbesucher
Fronleichnam in Mariä Himmelfahrt**

Relativ kurzfristig ist es mit einigen Helfern und Helferinnen gelungen, morgens früh am Fronleichnamsfest Blumenteppeiche, Stühle und Altar vor der Kirche St. Mariä Himmelfahrt für

einen Open-Air-Gottesdienst vorzubereiten. Der Platz war unter Wahrung der Abstandsregeln gut besetzt und auch das Wetter war uns gewogen, sodass die Messe bei Sonnenschein gefeiert

wurde. So konnten – trotz Coronaregeln – an diesem Feiertag mehr Teilnehmer die Messe besuchen. ■

Carina Feggeler
Gemeindemitglied Wiehl

Gremien**Gemeinde lebt wieder auf!****Einblicke zur wiederauflebenden Arbeit des Pfarrgemeinderates (PGR)**

Die erste PGR-Sitzung nach einer langen, coronabedingten Pause fand am 23.06. im Pfarrheim von St. Michael statt. Beim Bibelteilen zum Evangelium aus Mk 5,21-24,35b-43 spürten wir, dass – trotz vieler negativer Geschehnisse in und um die Kirche – die Kirche wieder aufblüht, da gemeinsame Treffen möglich sind, und die Gottesdienste weiter an Normalität gewinnen. Solange Jesus im Zentrum unseres Herzens und Handelns ist, wird die Kirche leben. Zudem freuen wir uns, dass der Seelsorgebereich mit einem engagierten und starken Team von Hauptamtlichen gut aufgestellt ist, das unter anderem die Kinder- und Jugendarbeit unterstützen bzw. weiter aufbauen will. Einig sind wir uns, dass wir uns als Gemeinden wieder gegenseitig und selbst motivieren möchten; verloren gegangene Gewohnheiten wie den sonntäglichen Gang zur Kirche und die Gemeindegemeinschaft wieder aufleben lassen wollen.

Themen im PGR waren:**Neuorganisation der Mitteilungen für den Seelsorgebereich:**

Der neue leitende Pfarrer Tobias Zöllner teilte dem PGR unter anderem mit, dass im Zuge der Synchronisation der

Arbeit der Pfarrbüros im Sendungsraum Oberberg Süd die Mitteilungen neu organisiert wurden: 14-tägig gibt es einen Überblick über alle Gottesdienste im Sendungsraum inklusive Mess-Intentionen, der sowohl auf den Homepages zu finden ist als auch in Papierform in den Kirchen ausliegen wird. Monatlich erscheint der Newsletter »WIR« mit einem geistlichen Wort, Berichten und Informationen. Auch dieser kann auf den Homepages nachgelesen werden, wird ebenfalls in den Kirchen ausliegen und zusätzlich per E-Mail versandt.

Diskussion zur künftigen Gremienstruktur im neuen Seelsorgebereich

Hier stellt sich die Frage, welche Struktur für die Zusammenarbeit von 10 Ortsausschüssen sinnvoll ist. Vorschläge sind unter anderem:

- Ein Pfarrgemeinderat für den gesamten Sendungsraum und die Stärkung der Ortsausschüsse.
- Die Ortsausschüsse werden gewählt und entsenden ein Mitglied in den Pfarrgemeinderat.
- Aufbau von Arbeitskreisen, die für die bestehenden Pfarrgemeinderäte Alternativen als Beschluss- bzw. Diskussionsvorlagen erarbeiten.

Verschiebung der PGR-Wahl um ein Jahr

Schließlich wurde bei der Sitzung für die Verschiebung der PGR-Wahl um ein Jahr auf den November 2022 gestimmt. Gründe für die Verschiebung sind die beginnende Synchronisation mit dem Seelsorgebereich Morsbach/Friesenhagen/Wildbergerhütte, das fehlende Gemeindeleben aufgrund von Corona sowie die Situation der Erzdiözese.

Die Verschiebung der Wahl im Seelsorgebereich »An Bröl und Wiehl« wird beim Erzbischof Kardinal Rainer Maria Woelki beantragt.

Vor einem abschließenden Gebet wurden wir von Pfarrer Tobias Zöllner im Namen der PGR-Vorstände vorab zur ersten gemeinsamen Sitzung der zwei Pfarrgemeinderäte im Sendungsraum im August 2021 eingeladen. Hier wollen wir die Gelegenheit nutzen, uns untereinander besser kennenzulernen. ■

Waldemar Kosmalla
PGR-Mitglied

Gottesdienste in unseren Gemeinden

Bitte beachten Sie unbedingt mögliche Änderungen sowie die **wichtigen Hinweise zu den coronabedingten Teilnahme-Vorschriften** in den Schaukästen und unter www.sbabuw.de!

Montag

St. Antonius Hl. Messe (jeden 2. Montag im Monat als Frauenmesse mit Gebet für die Verstorbenen der letzten 10 Jahre des jeweiligen Monats) | 09:00 h

Dienstag

St. Mariä Himmelfahrt Hl. Messe der Caritashelferinnen (nur am letzten DI im Monat) | 08:30 h

St. Mariä Himmelfahrt Hl. Messe in der Gemeinschaft der älteren Pfarrangehörigen (jeden 1. Dienstag im Monat) | 14:30 h

Zur Hl. Familie Hl. Messe (3. DI im Monat) | 14:30 h

Hl. Geist Stille Anbetung vor dem Allerheiligsten | 18:30 h und Beichtgelegenheit (nur am 1. Dienstag im Monat)

Hl. Geist Abendmesse | 19:00 h

Mittwoch

St. Bonifatius

Rosenkranzgebet | 08:00 h

St. Bonifatius Hl. Messe | 08:30 h

St. Bonifatius Hl. Messe in der Gemeinschaft der älteren Pfarrangehörigen (letzter Mittwoch im Monat, anstelle der Frühmesse) | 14:30 h

St. Michael Stille Anbetung vor dem Allerheiligsten | 18:30 h
Abendmesse | 19:00 h

Donnerstag

St. Mariä Himmelfahrt Andacht: Mütter beten für ihre Kinder | 10:00 h

CBT-Haus Hl. Messe | 10:15 h

St. Mariä Himmelfahrt

Schulgottesdienst (am letzten Donnerstag im Monat, entfällt in den Schulferien!) | 12:35 h

Freitag

ev. Kirche Waldbröl/St. Michael

im Wechsel | ökumenisches Friedensgebet | 18:00 h

St. Mariä Himmelfahrt am 1. Freitag im Monat stille Anbetung vor dem Allerheiligsten | 18:30 h; an den anderen Freitagen Rosenkranzgebet | 18:30 h

St. Mariä Himmelfahrt

Hl. Messe | 19:00 h

Samstag

St. Michael Vorabendmesse | 18:00 h, anschl. Beichtgelegenheit

St. Bonifatius Vorabendmesse | 18:00 h, anschl. Beichtgelegenheit

Sonntag

St. Antonius Hl. Messe | 09:00 h

St. Michael

Hl. Messe | 09:30 h

St. Mariä Himmelfahrt

Rosenkranzgebet | 10:15 h

Hl. Messe | 11:00 h

Hl. Geist Nümbrecht

Hl. Messe | 11:00 h

St. Bonifatius

Hl. Messe der kroatischen Gemeinde | 12:30 h

St. Konrad / Maria im Frieden

(im Wechsel) Abendmesse | 18:00 h

Anschriften der Kirchen unseres Seelsorgebereichs:

St. Michael

Waldbröl | Inselstraße 2

St. Mariä Himmelfahrt

Wiehl | Ennenfeldstraße 1

St. Bonifatius

Bielstein | Florastraße 5

St. Antonius

Denklingen | Mühlenhardt 1

Hl. Geist

Nümbrecht | Friedhofstraße 2

Maria im Frieden

Waldbröl-Schönenbach

St. Konrad

Waldbröl-Ziegenhardt | Kirchweg

Zur Hl. Familie (Kapelle)

Reichshof-Feld | Felder Straße 8

CBT-Haus St. Michael (Kapelle)

Waldbröl | Dechant-Wolter-Straße 11

Die Redaktion



Lothar-Pierre
Adorján

Marika
Borschbach

Wolfgang
Clees

Barbara
Degener



Luisa
Möbus



Klaus-Peter
Jansen

Iris
Lomnitz

Michael
Ludwig

Marianne
Röhrig

Impressum

Herausgeber: Pfarrgemeinderat für den Seelsorgebereich »An Bröl und Wiehl«,

V. i. S. d. P.: Ltd. Pfarrer Tobias Zöller, tobias.zoeller@kath-mfw.de ; c/o Pastoralbüro Inselstr. 2, 51545 Waldbröl, Tel. 02291-9225-0

Layout und Satz: Luisa Möbus **Druck (Auflage: 7.500):** Druckerei Kausmann GmbH Gummersbach
(www.druckerei-kausmann.de)

Spenden: Unser Heft wird kostenfrei an alle Gemeindemitglieder und Interessenten abgegeben und ist nicht billig...

Darum freuen wir uns über jede Spende: **Kirchengemeindeverband An Bröl und Wiehl // Volksbank Oberberg eG**

Konto Nr.: 509787026 // BLZ: 384 621 35 // IBAN: DE83 3846 2135 0509 7870 26 // BIC: GENODED1WIL

Verwendungszweck: »fünfkant« // Bei Angabe von Name und Anschrift erhalten Sie einen Spendenbeleg zur Vorlage beim Finanzamt.

Bildnachweise (Alle anderen Fotos stammen von Gemeindemitgliedern und Autoren)

S. U1+01: Alexander_P 1405377698 / shutterstock.com

S. 03: Peter Wallmann

S. 05: commons.wikimedia.org ¹

S. 06: Klaus Herzog / pfarrbriefservice.de

s. 08: Wunibald Woerle / pfarrbriefservice.de

S. 09: Ben White / unsplash.com

S. 11: Klaus Herzog / pfarrbriefservice.de

S. 12: free fotos pixabay.com

S. 15: Matthias Graduale / commons.wikimedia.org ¹

S. 17: Susanne Oesterlee / BM der Finanzen Ref. LC5

S. 18: commons.wikimedia.org ¹

S. 21: Landschaftsverband Rheinland

S. 22-23: pixabay.com

S. 25: commons.wikimedia.org ¹

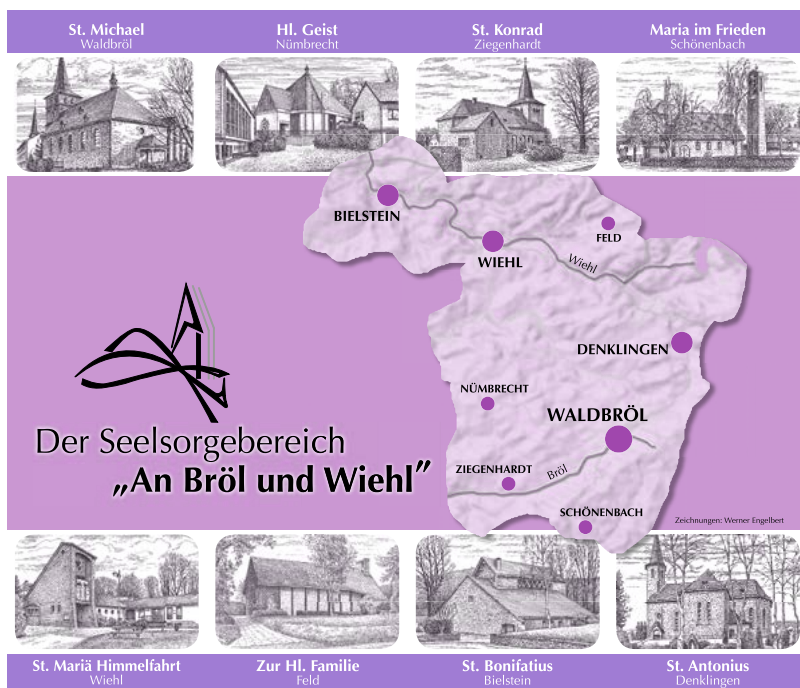
S. 27: Tim Kilbi / unplash.com (Ausschnitt)

S. 28: Katharina Greve

S. 31: Maren Pussak

S. 33: Markus Hauck, Bistum Würzburg

¹ lizenziert unter CreativeCommons-Lizenz by-sa-3.0-de, URL: creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/legalcode



Pastoral- und Pfarrbüros für den Seelsorgebereich »An Bröl und Wiehl«:

Weitere Informationen können Sie auch gerne über unsere Pfarrbüros und das Pastoralbüro erhalten:

Pfarrbüro St. Michael und Pastoralbüro

Inselstr. 2 // 51545 Waldbröl
 Tel. (0 22 91) 92 25 0 // Fax (0 22 91) 92 25 25
 E-Mail pastoralbuero@kkgw.de
Bürozeiten Mo 15 – 17 h, Di – Fr 9 – 12 h, Di 15 – 18 h

Pfarrbüro St. Mariä Himmelfahrt

Hauptstr. 67 // 51674 Wiehl
 Tel. (0 22 62) 75 14 03 // Fax (0 22 62) 75 14 04
 E-Mail pfarrbuero-wiehl@kkgw.de
Bürozeiten Mo+Fr: 9 – 12 h, Mi+Do: 15 – 18 h

Pfarrbüro St. Bonifatius

Florastr. 7 // 51674 Wiehl-Bielstein
 Tel. (0 22 62) 70 11 50 // Fax (0 22 62) 70 11 51
 E-Mail pfarrbuero-bielstein@kkgw.de
Bürozeiten Do 10 – 12 h

Pfarrbüro St. Antonius

Hauptstr. 19 // 51580 Reichshof-Denklingen
 Tel. (0 22 96) 99 11 69 // Fax (0 22 96) 99 95 83
 E-Mail pfarrbuero-denklingen@kkgw.de
Bürozeiten Mo 8:30 – 12 h, Do 16 – 18:30 h

Thema der nächsten Ausgabe: »Herbergssuche«

In der nächsten Ausgabe dieses Magazins wollen wir uns mit dem Themenbereich »Herbergssuche« befassen. Geplanter Erscheinungstermin ist der 01.12.2021. Über die weiteren Themen wollen wir zu einem späteren Zeitpunkt gemäß den aktuellen Entwicklungen in Kirche und Gesellschaft entscheiden. Sie können der Redaktion gerne Ihre Gedanken und Anregungen dazu schicken. Die Redaktion behält sich Auswahl und Kürzung der zu veröffentlichenden Beiträge vor. Gerne nehmen wir weitere Themenvorschläge für künftige Ausgaben entgegen.

Außerdem: Feedback und Kritik sind erwünscht. Schreiben Sie uns Ihre Meinung und Verbesserungsvorschläge!

Beiträge an: redaktion@kkgw.de oder Redaktion »fünfkant«, c/o Pastoralbüro, Inselstr. 2, 51545 Waldbröl.

Redaktionsschluss für Heft 4|2021 ist der **21.09.2021**.

Alle bisher erschienenen fünfkant-Magazine finden Sie zum Download auf der Website des Seelsorgebereichs unter www.sbabuw.de. Gedruckte Ausgaben liegen im Pastoralbüro Waldbröl für Sie zur Abholung bereit.



www.sbabuw.de